Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 188 (2020)

Heft: 11

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SKZ Schweizerische Kirchenzeitung

Gesundheit – das höchste Gut?

«Ihre Gesundheit ist uns wichtig» – diese Bemerkung ist gegenwärtig an Geschäftseingängen, Bäckereien und Apotheken zu lesen, und dazu: «Darum sollten maximal zwei Personen gleichzeitig eintreten.» Die weitreichenden Schutzmassnahmen zur Verhinderung der Ausbreitung von Covid-19 zeigen in aller Deutlichkeit, wie wichtig uns Einzelnen und der Gesellschaft insgesamt die Gesundheit ist. Sie ist unbestrittenermassen ein hohes Gut.

Im Kontext von Covid-19 ist klar, was mit «krank» und was mit «gesund» gemeint ist. Gewöhnlich ist das weniger eindeutig: Meist wird Gesundheit mangels besserer Alternativen als Abwesenheit von Krankheit beschrieben. In diesem Sinne prägte Hans-Georg Gadamer (1900–2002) das Wort von der «Verborgenheit der Gesundheit». In der berühmten WHO-Definition von 1948 klingt es anders: Hier wird die Gesundheit als der «Zustand vollständigen physischen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur die Abwesenheit von Krankheit oder Schwäche» verstanden. In dieser Lesart wird die Gesundheit quasi mit Glück oder einem geglückten Leben gleichgesetzt.
Diese Spannung zwischen Verborgenheit und Glück bestimmt die Wahrnehmung und Bedeutung von Gesundheit auch heute. Wird die Gesundheit mit einem sinnvollen, geglückten Leben gleichgesetzt, dann ist kaum ein Gut denkbar, das noch höher veranschlagt werden könnte. Dann gerät sie spirituell in den Bereich, den die christliche Theologie mit Heil- oder Ganzsein beschreibt. Realistisch ist das hingegen nicht, auch nicht evangeliumsgemäss: Wir Menschen sind erlösungsbedürftige Wesen, wie die gegenwärtige Pandemie überdeutlich zeigt. Gesundheit ist vielmehr ein Ermöglichungsgut, sie ist Voraussetzung zur Verwirklichung vieler anderer Güter, die im Leben wichtig sein können. Ein angemessenes menschliches Verständnis von Gesundheit betont daher die Fähigkeit, mit Einschränkungen, Schmerzen, Behinderungen, kurz: dem Fragmentarischen in uns umgehen und leben zu können. Anders droht eine Divinisierung der Gesundheit, die Erwartungen erzeugt, die enttäuscht werden müssen.

Dass medizinische Heilung und religiöses Heil aufeinander bezogen sind, zeigt beispielsweise die Christus-medicus-Tradition: Christus wird typischerweise als Arzt mit dem Uringlas in der Hand dargestellt, Heilsein meint Heilung von Krankheiten, aber auch religiöses Heil.

Der Arzt als Gott, Kupferstich von Hendrik Goltzius aus einer Folge von vier Allegorien des Arztberufes, um 1587.

(Bild: Wikipedia)

Die gegenwärtige Covid-19-Krise führt es uns vor Augen: Es ist ein Segen, gesund zu bleiben oder nach einer Ansteckung wieder zu genesen. Gleichzeitig ist klar, dass mit dem Menschsein die Gefährdung an Leib und Leben, die Verletzlichkeit unabdingbar verbunden ist. Menschen mit chronischen Erkrankungen und Menschen im hohen Alter erfahren dies momentan auf besondere Weise. Was sie erleben, ist aber nicht «ihr» Problem, sondern früher oder später das aller Menschen. Ziel könnte es sein, ein Leben zwischen Widerstand und Ergebung zu führen, mit der Hoffnung auf medizinische Heilung im Krankheitsfall und der Hoffnung auf die Gnade des endgültigen Heilseins.

*Markus Zimmermann**

Editorial

Das Leben versalzen

Das Thema Gesundheit begleitete uns durch die letzten Wochen und wird vermutlich auch in nächster Zeit noch einen grossen Teil unserer Gedanken und Gespräche prägen. Da passt es gut, dass am kommenden Dreifaltigkeitssonntag an vielen Orten Salz gesegnet wird. Salz ist lebenswichtig: Ohne Salz würde unser Körper nicht mehr alle seine Funktionen aufrechterhalten können. Ein Zuviel oder Zuwenig an Salz beeinflusst unsere Gesundheit. Salz ist im wahrsten Sinn des Wortes wertvoll; nicht umsonst wird es als «weisses Gold» bezeichnet. Früher, z. B. bei den römischen Soldaten, war es sogar üblich, einen Teil des Lohns in Form von Salz auszubezahlen. Daher kommt auch das Wort Salär. Salz beeinflusst aber nicht nur unseren Organismus positiv: Forschende haben herausgefunden, dass Salz uns glücklich macht, weil es auf uns die gleiche Wirkung wie Drogen hat. Jesus hat seine Jüngerinnen und Jünger aufgefordert, Salz der Erde zu sein (Mt 5,13). Salz ist lebensnotwendig und gibt unserem Essen Geschmack. Die Auferstehung Jesu Christi schenkte den Menschen das Leben, seine Botschaft vom kommenden Reich Gottes macht uns froh. In diesen Zeiten wäre es sicher von Vorteil, sich wieder neu bewusst zu machen, dass der Mensch zwar ohne Zucker, nicht aber ohne Salz leben kann. «Versalzen» wir also unseren Mitmenschen wieder einmal so richtig das Leben, indem wir ihnen vom Grund unserer Hoffnung (1 Petr 3,15) erzählen!

Rosmarie Schärer

In dieser Ausgabe

Carte Blanche
Weihbischof Marian Eleganti über das (nicht) höchste Gut 211

Gesundheitssoziologie
Gesellschaftliche Rahmenbedingungen sind entscheidend 212

Bibel
Vom grössten Traum der Menschen 214

Kirche
Seelsorge – ein Gesundheitsberuf 216

Seelsorge
Lebenssinn in Zeiten von Krankheit 218

Porträt kirchliche Mitarbeitende
Filippo Niederer und das Potenzial der Religionspädagogik 219

Politik und Kirche
Esther Friedli im Interview 220

Mein Kraftort
Roland Grafs Orte der Stille im Appenzellerland 222

Tessiner Baumeister
Die Sonnenstube der Schweiz als Heimat berühmter Künstler 224

Amtliche Mitteilungen 225

Anzeigen 227

Impressum 228

* Prof. Dr. Markus Zimmermann (Jg. 1962) ist seit 2010 Lehr- und Forschungsrat sowie seit 2014 Titularprofessor für Christliche Sozialethik an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Ue. Er ist Mitglied und Vizepräsident der NEK.

Ein vergängliches Gut

Ist Gesundheit das höchste Gut? «Ich würde die Frage ganz klar verneinen», meint Weihbischof Marian Eleganti, so sehr sich alle – und auch er – wünschen, gesund zu sein und auch alles dafür tun, es zu bleiben oder wieder zu werden.

«Lebt wie Menschen, die täglich sterben», meint der hl. Wüstenvater Antonius d. Gr. zu seinen Brüdern vor seinem Tod. Der französische Skeptiker Michel de Montaigne (1533–1592) versteht Philosophieren als Einüben des Sterbens. Philosophie hatte auch für Platon (428–348 v. Chr.) mit dem Ernst des Todes zu tun. Dafür stand schon sein Lehrer Sokrates (469–399 v. Chr.), der bekanntlich für seine Überzeugung von der Unsterblichkeit der Seele den Giftbecher austrank. Die Erfüllung seiner Philosophie war der Schritt in den Tod. Ironisch und heiter bittet er seine Schüler, unter ihnen Platon, dem Gott der Heilkunst Asklepios zum Dank einen Hahn zu opfern, da er nun von einer «grossen Krankheit» – dem Leben! – genesen sei, indem der Tod ihm den Weg in die Transzendenz und in die unverhüllte Wahrheit gebnet habe!

(Bild: www.snoopy.com)

«Warum Angst vor dem Tod haben?», fragt der blinde Mönch der Grossen Kartause im Film «Die grosse Stille»: «Je mehr man sich Gott nähert, umso glücklicher ist man. Das ist die Vollendung unseres Lebens.» Aus dieser Perspektive würde ich die Annäherung an Gott und das ewige Heil als das höchste Gut bezeichnen. Und wie oft sind es Krankheit und Leid, die uns diesbezüglich mächtig voranbringen und wieder wesentlich werden lassen.

Jedenfalls werden wir sterben, die meisten an einer Krankheit. Gesundheit ist also definitiv ein vergängliches Gut, das ewige Leben nicht. Und was nützt die Gesundheit, wenn man dabei Letzteres verwirkt, weil einem die Gesundheit alle Möglichkeiten dazu gibt?

«Nichts ist so sicher wie der Tod und nichts so ungewiss wie die Stunde des Todes», weiss der Volksmund. Der hl. Benedikt von Nursia rät uns, den unberechenbaren Tod ständig vor Augen zu halten. Dieser Gedanke ist eines der von ihm empfohlenen Werkzeuge der geistlichen Kunst. Gesundheit ist für viele Zeitgenossen zweifellos das Wichtigste, bis ins hohe Alter das höchste der innerweltlichen Güter. In Wunschkonzerten wünschen die Kinder ihren betagten Eltern am Radio, «dass du das Leben noch lange geniessen kannst» und so «aufgestellt» bleibst wie bisher! Der Gedanke an den Tod wird vornehm verschwiegen. Das ewige Heil ist kein Thema. Der deutsche Psychiater und Psychotherapeut Manfred Lütz (*1954) zitiert in seiner Streitschrift zum allgemeinen Gesundheitswahn Platon: «Die ständige Sorge um die Gesundheit ist auch eine Krankheit.» Länger leben und noch lange nicht sterben: Nutzen wir die Zeit, die uns gegeben ist?

+Weihbischof Marian Eleganti

Marian Eleganti (Jg. 1955) ist Weihbischof des Bistums Chur und in der Schweizer Bischofskonferenz hauptverantwortlich für das Gesundheitswesen.

Was zu einem guten Leben führt

Viele politische Forderungen setzen auf die individuelle Verantwortung für einen gesunden Lebensstil. Mehr als das individuelle Bemühen trägt die Gesamtverfassung der Gesellschaft zum persönlichen Wohlergehen bei.

PD Dr. phil. Dr. iur. Josef Estermann (Jg. 1955) war Fachgebietsleiter am deutschen Bundesgesundheitsamt in Berlin, am schweizerischen Bundesamt für Gesundheit und am Bundesamt für Statistik in Bern. Er lehrt seit den Achtzigerjahren an den Universitäten Bern, Luzern, Zürich und an der Freien Universität Berlin. Zur Zeit arbeitet er als Senior Researcher beim Vienna Centre for Societal Security (VICESSE) in Wien. Seine Schwerpunkte sind u. a. Rechtssoziologie, Gesundheitssoziologie und Sozialepidemiologie.

Gesundheit ist nicht bloss die Abwesenheit von Krankheit. Die Weltgesundheitsorganisation definiert: «Health is a state of complete physical, mental and social well-being and not merely the absence of disease or infirmity.»[1] Das umfassende physische und mentale Wohlbefinden, das gute Leben, findet im sozialen Raum statt, ist für den Menschen undenkbar ohne Gesellschaft. Gesundheit ist auch nicht nur ein durch individuelles Handeln erreichbares Gut, sondern von vielfältigen sozialen und umweltbedingten Umständen abhängig: örtliche und ökonomische Erreichbarkeit von ärztlichen und pflegerischen Dienstleistungen, Vorhandensein und Bezahlbarkeit von Medikamenten, unschädliche Arbeits- und Umweltbedingungen, Gesundheits- und Körperbewusstsein, um einige der wichtigsten Einflussgrössen auf die individuelle Gesundheit zu nennen. Nur wenige davon sind durch den Einzelnen direkt zu beeinflussen, sie sind politisch bedingt und deshalb nur durch kollektive Aktion veränderbar.

Einfluss sozioökonomischer Faktoren

Zwei wichtige gesundheitssoziologische Konzepte vermitteln einen Zusammenhang zwischen individueller Gesundheit und gesellschaftlichen Bedingungen. Der Brite Michael Marmot (Jg. 1945) analysiert seit einiger Zeit die gesellschaftlichen Unterschiede bezüglich individueller Gesundheit und damit dem guten Leben. Personen mit hoher Bildung, reichlichem Einkommen, gehobenem sozialen Status, etwas Vermögen und minimalen, nicht belastenden Schulden haben eine bessere Gesundheit und leben länger. Er nennt dies «Status Syndrome». Auch in der Schweiz ist der Einfluss solcher sozioökonomischer Faktoren durch wissenschaftliche Studien belegt. Es zeigt sich etwa auch, dass in Partnerschaft lebende Personen gegenüber Alleinstehenden gesundheitliche Vorteile haben. Es ist nicht möglich, den Einfluss der einzelnen Faktoren für sich alleine zu bestimmen, da sie stark miteinander zusammenhängen: gute Ausbildung, hohes Einkommen und hoher sozialer Status gehen zusammen. Marmot schlägt als entscheidendes Argument vor, dass der Status auf zwei zentralen menschlichen Bedürfnissen beruhe: erstens das Bedürfnis, das eigene Leben zu kontrollieren und zweitens ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft mit allen notwendigen Ressourcen und entsprechender Anerkennung zu sein. Gesundheitsbeeinträchtigend sei der Stress, der aus der Unfähigkeit der Kontrolle des eigenen Lebens resultiert sowie aus der Unfähigkeit, sich an andere zu wenden. Dass Stress und Herz-Kreislauf-Erkrankungen ein bei Managern stärker verbreitetes Phänomen sei, ist ein in ungleichen Gesellschaften gepflegter Mythos, das Gegenteil ist wahr: Je weiter unten, desto stressiger ist das Leben, desto höher das Krankheitsrisiko.

Das Konzept der Salutogenese des Soziologen Aaron Antonovsky (1923–1994) ist ein verwandtes, allerdings vom Individuum ausgehendes Modell. Personen, welche eigene Handlungsmöglichkeiten sehen, die Welt und die Gesellschaft für verstehbar und sinnvoll strukturiert halten, mit Zuversicht in die Zukunft blicken und glauben, dass auf die Mitmenschen und die Strukturen Verlass ist, haben einen bedeutend besseren Gesundheitszustand, genesen schneller und leben länger. Auch hier bezieht sich die individuelle Einstellung auf die Gesellschaft als salutogenetisches Moment.

Indikator für Lebensqualität

Die gesundheitspolitischen Diskussionen der letzten Jahre in Medien und Politik hingegen fokussieren auf die Gesundheitskosten und das individuelle selbstverantwortete gesundheitsförderliche Verhalten. Belastungen des Rentensystems durch die Kosten der sogenannten Überalterung lassen ein langes Leben beinahe als sozialschädlich erscheinen, mindestens für diejenigen, die mangels eines Vermögens auf die Rente angewiesen sind. Eine einfache Frage wird dabei nicht gestellt: Wofür sollte denn eine Gesellschaft mehr Aufwand betreiben als für das Wohlergehen ihrer Mitglieder, also für Gesundheit und ein langes gutes Leben? Ich setze ohne zu zögern den Anteil der Gesundheitskosten in einer Volkswirtschaft als direkten Indikator für die Lebensqualität der Mitglieder. Schädlich wäre

[1] Gesundheit ist ein Zustand des vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur das Fehlen von Krankheiten oder Gebrechen.

höchstens die individuelle Überversorgung, also das Ergreifen von teuren invasiven Massnahmen, wenn eine konservative Behandlung genauso Erfolg versprechen würde.

Bedeutung intakter Gesundheitssysteme

Die aktuelle Corona-Pandemie (Covid-19) macht den Zusammenhang gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und individueller Gesundheit deutlich. Wurden dem Gesundheitswesen im Rahmen verschiedenster Sparübungen massiv Mittel entzogen, wie etwa in Italien, Frankreich oder Grossbritannien, oder stehen diese prinzipiell beinahe nur vermögenden und sich in Arbeitsverhältnissen befindlichen Personen zur Verfügung, wie in den USA, kann der Anteil der Todesfälle an klinischen Erkrankungen zehn Prozent übersteigen. Jedenfalls nimmt die Epidemie unter dem Spardiktat einen wesentlich steileren Verlauf. In ebenfalls unter Spardruck stehenden, aber noch intakten Gesundheitssystemen wie in Deutschland und in der Schweiz nimmt sie einen flacheren Verlauf und die Sterblichkeit unter den klinischen Fällen bleibt bei etwa fünf Prozent. Niedrig ist die Sterblichkeit und die Anstiegsgeschwindigkeit der Fallzahlen in Südkorea und in China, wo das öffentliche Gesundheitswesen gerade bezüglich Infektionskrankheiten inzwischen professionell aufgestellt ist.

«Gesundheit ist nicht nur ein durch individuelles Handeln erreichbares Gut.»

Josef Estermann

Weltweit haben während der Pandemie die Regierungen Massnahmen verordnet und durchgesetzt, welche das Individuum adressieren: Bleib zu Hause, wasch dir die Hände, triff dich nicht mit mehr als zwei oder fünf oder zehn Personen, halte Abstand und vieles mehr. Argumentativ wird der Schutz des Gesundheitssystems vor Überlastung angesprochen. Für den Schutz des Gesundheitspersonals stehen allerdings auch in der Schweiz zu wenig Masken und Schutzkleidung zur Verfügung, eine der Hauptursachen der hohen Infektions- und Sterberaten in Italien und Spanien. Selbst Desinfektionsmittel sind zu wenig vorhanden. Man stelle sich vor, die Schweiz ist nicht in der Lage, genügend 60- bis 70-prozentigen Schnaps vorzuhalten, nachdem das Pflichtlager der eidgenössischen Alkoholverwaltung im Rahmen von Sparmassnahmen und «New Public Management» liquidiert wurde. Ein anderes Argument ist der Schutz der vulnerablen Personen, also der älteren Personen und Personen mit Vorerkrankungen. Die älteren Personen haben aber auch einen grossen Teil der psychosozialen Kosten zu tragen, sollen nicht mehr einkaufen gehen und am besten die Wohnung überhaupt nicht verlassen. Altersheime werden zugesperrt, Besuche der geliebten Nahestehenden sind nicht mehr erlaubt. Könnten diese Massnahmen und Empfehlungen nicht auch zu einer erhöhten Sterblichkeit der vulnerablen Personen beitragen? Autonomie ist eine entscheidende Dimension der Lebensqualität, soziale Einschränkungen können das Leben verkürzen. Überhaupt ist den Kosten und deren argumentativer Verwendung ein besonderes Augenmerk zu schenken, nicht nur den direkten monetären Kosten, sondern auch den Kosten von Einschränkungen, reduzierter Lebensqualität, zusätzlichen psychischen Erkrankungen und vieles mehr.

Für ein gutes Leben

Es ist wohl ungenügend, den Gesundheitsfokus bloss oder auch nur in erster Linie auf das individuelle Verhalten zu legen. Das Handeln der Einzelnen und damit auch die Verantwortung und die Zurechenbarkeit liegen häufig ausserhalb des deliberativen individuellen Entscheides, es sind die Bedingungen und die Handlungsmöglichkeiten, die einen entscheidenden Anteil an der Gesundheit des Einzelnen haben.

Was beeinflusst die Todesursachen, die Sterblichkeit und das gute Leben? Nicht nur die liberal unterfütterte Selbstverantwortung des Einzelnen, sondern mehr noch die Gesamtverfassung der Gesellschaft, die Zuweisung von Mitteln für das Wohlergehen der Gesamtbevölkerung, der soziale Zusammenhalt, Solidarität sowie das Vertrauen in die eigene Handlungsfähigkeit und Entscheidungsautonomie.

Josef Estermann

Zusammengefasst:

- Das individuelle gesundheitsfördernde Verhalten wird überschätzt.
- Gesellschaftliche Bedingungen für das Wohlergehen sind entscheidend.
- Sozialer Zusammenhalt und Solidarität sind zu fördern.

Literatur

- Antonovsky, Aaron, Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit, Tübingen, 1997.
- Marmot, Michael, Fair Society, Healthy Lives, Firenze, 2013.
- Marmot, Michael / Wilkinson, R., Social Determinants of Health, Oxford 2005.
- Amann, Anton / Estermann, Josef, Pflegevorsorge für die Älteren – Probleme der Systemintegration, in: Estermann, Josef / Page, Julie / Streckeisen, Ursula (Hg.), Neue Berufe im Gesundheitswesen, Wien 2013.

Artikel in voller Länge unter www.kirchenzeitung.ch

Datenquellen: BFS, Bundesamt für Statistik, Bern; BAG, Bundesamt für Gesundheit, Bern; ECDC, European Centre for Disease Prevention and Control, Paris.

Die grosse Forderung – ein Leben in Schalom

Gesundheit umfasst biblisch all das, was ein erfülltes Leben ausmacht. In die Vorstellungskomplexe von Leben und Schalom eingebunden, kommt dem Gesundsein und dem Kranksein theologische Bedeutung zu.

Dr. Veronika Bachmann (Jg. 1974) ist promovierte Alttestamentlerin und seit 2013 als Dozentin am Religionspädagogischen Institut RPI in Luzern tätig. Sie nimmt alttestamentliche Lehraufträge wahr und forscht schwerpunktmässig im Bereich Religions- und Theologiegeschichte der persisch-hellenistischen Zeit. Seit 2013 arbeitet sie im Zentralvorstand des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks mit.

Im Neuhebräischen wünscht sich, wer zusammen trinkt, nicht «Prosit», «zum Wohl» oder «Santé», sondern «le-chajim» – «Aufs Leben!». Dieser Sprachgebrauch spiegelt sehr gut, was auch alt- und neutestamentliche Bibeltexte in zahlreichen Variationen durchbuchstabieren: Die Sphäre des Lebens besitzt zentrale Bedeutung. Gott, so die grosse Zuversicht, ist ein Gott des Lebens, nicht des Todes. Zur Seite des Lebens gehört es, sich darüber freuen zu können, dass man wohlauf, wohlgenährt, gut umsorgt, von anderen anerkannt, mit anderen versöhnt, mit gelingenden Unternehmungen beschäftigt und sicher vor Übergriffen ist. Höchstes Gut und grösster Traum bleibt ein Dasein und ein gemeinsames Unterwegssein in Schalom. Der Begriff Schalom umfasst dabei alles Genannte, meint also nicht nur Frieden (im Gegensatz zu Krieg), wie der Begriff oft übersetzt wird. Im Neuen Testament und in jedem Vaterunser, das gebetet wird, ist vom anbrechenden Gottes- oder Himmelreich die Rede. Auch damit wird der Hoffnung Ausdruck verliehen, dass sich die aktuelle Welt in einen Lebensraum verwandelt, der von Schalom erfüllt ist und damit körperliches Wohlbefinden im weitesten Sinn gewährt.

Tod als Gegenpol zum Leben

Kehrseite des Lebens ist der Tod. Auch er hat biblisch seine Sphäre. Dazu gehören Unglück, Sorgen und Leid, die durch Krieg, Integritätsverlust, Naturkatastrophen oder Krankheiten ausgelöst sind. In hellenistisch-römischer Zeit (ca. ab dem 3. Jh. v. Chr.) hat auch die Vorstellung von dämonischen Kräften Eingang in biblische Texte gefunden. Als Dämonen deuten diese Texte von aussen kommende Kräfte, die unschuldige Menschen in Besitz nehmen, um sie zu plagen. Auch Dämonen, so die Vorstellung, ziehen Menschen in die Todessphäre hinein. Erzählungen wie das Tobitbuch im Alten Testament oder diejenigen Evangelientexte, die davon erzählen, wie Jesus Menschen von Dämonen erlöst, veranschaulichen nicht nur, dass Gott klar über solchen bösen Mächten steht. Sie erzählen damit zugleich von Gott als (Gegen-)Macht, die sich aktiv auf die Seite der menschlichen Opfer stellt, um sie aus Integritätsverlust und sozialer Isolation zu befreien. So wird die junge Frau Sara im Tobitbuch (vgl. Tob 3,7–17; 7–8) mit göttlicher Hilfe aus den Fängen des Dämons Aschmodai gerettet. Dieser verkörpert eine von Gier und Eifersucht getriebene Liebe, die Sara keinen Raum zur Entfaltung lässt. Einen Verlobten nach dem anderen tötet er, was dazu führt, dass sich Sara am liebsten umbringen möchte. Von Aschmodai befreit, gewinnt sie mit Tobias einen Partner, der sie wirklich liebt. Damit bekommt ihr Leben eine Zukunftsperspektive. Der göttliche Bote, der das junge Paar glücklich zusammenbringt, heisst nicht zufällig Raphael, «Gott heilt».

«Hier ist eine Gesellschaft im Blick, in der Frauen und Männer alt und gebrechlich werden dürfen.»

Veronika Bachmann

Krankheit, die Sinn ergibt?

Die Frage nach dem Warum von Leid und Krankheit reicht menschheitsgeschichtlich weit hinter die biblischen Texte zurück. Das belegen ägyptische und mesopotamische Quellen aus dem 3. und 2. Jh. v. Chr. Nicht nur in diesen Texten, sondern auch innerbiblisch ist eine Vielstimmigkeit zu beobachten, was die Antworten betrifft. Grundsätzlich kommt Gesundheit als Segen, Krankheit als Fluch in den Blick. Dennoch werden Krankheit und Tod in der Bibel nicht durchwegs als negative Gegebenheiten bewertet. Gerade im Alten Testament wird die Sterblichkeit der Menschen als anthropologische Grundkonstante vorausgesetzt und angenommen. Ein Sterben in hohem Alter, nach einem geglückten Leben, gilt als Ideal. Auch die Erfahrung, dass beim Älterwerden Beschwerden hinzukommen, die es z. B. nötig machen, an einem Stock zu gehen, wird weder negiert noch ausdrücklich bedauert. Nach damaligen Wertvorstellungen durfte man im Alter alt werden, konnte dafür aber die im Leben gesammelte Weisheit in den Sozialverband einbringen. Die Vorstellung, dass Alter

und körperliche Schwäche im guten Sinn zusammengehören, bringt das Buch Sacharja in einem beeindruckend schlichten Bild auf den Punkt. Der Stadt Jerusalem, die 587 v. Chr. zerstört worden war und danach jahrzehntelang ruinenhaft dalag, wird prophezeit: «Greise und Greisinnen werden wieder auf den Plätzen Jerusalems sitzen; jeder hält wegen des hohen Alters seinen Stock in der Hand. Und die Plätze der Stadt werden voller Knaben und Mädchen sein, die auf ihren Plätzen spielen.» Die göttliche Stimme fügt an: «Wenn das zu wunderbar ist in den Augen des Restes dieses Volkes in jenen Tagen, muss es dann auch in meinen Augen zu wunderbar sein?» (Sach 8,4–6). Hier ist – als Utopie präsentiert – eine Gesellschaft im Blick, in der Frauen und Männer alt und gebrechlich werden dürfen, mit gesunden, spielenden Kindern um sie herum, die das Leben als neue Generation weitertragen.

Hat recht, wer gesund ist?

Der Frage nach dem Sinn von Gesundheit und Krankheit widmen sich im Besonderen die alttestamentlichen Bücher der Weisheit und verschiedene Klagepsalmen. Das Buch der Sprichwörter repräsentiert eine Position, die klassische Weisheit genannt werden kann. Zuversichtlich vertritt es die Grundüberzeugung, dass es Menschen, die gerecht und gut leben, im Leben gut ergehen wird, während umgekehrt ein boshafter und ungerechter Lebenswandel negativ auf einen zurückfällt. Das bekannte Sprichwort «Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein», verdichtet diese Vorstellung griffig (vgl. Spr 26,27; Sir 27,26; Ps 7,16). Das verdiente Übel kann dabei auch die Form einer Krankheit annehmen.

«Was habe ich falsch gemacht?», ist eine Frage, die beschäftigen kann, wenn man erkrankt ist. Aus seelsorgerlicher Perspektive wäre es heute anmassend, Kranken zu antworten, dass sie dem tatsächlich genau nachgehen sollten, da der Krankheit gewiss ein Fehlverhalten zugrunde liegt, das einzugestehen wäre. Genau diesen Rat erhält der im besten Alter stehende, aber aufgrund seiner Krankheit für andere eklig und stinkig gewordene Ijob (vgl. Ijob 8,1–7). Wer das Ijob-Buch liest, weiss vom Erzählzusammenhang her, dass Ijob als untadeliger Mensch in diese schlimme Lage gekommen ist. Somit führt das Ijob-Buch unter anderem vor, wie problematisch es ist, leichtfertig und selbstgerecht über Kranke zu urteilen. Als Buch, das gegenüber der klassischen Weisheit eine kritisch-skeptische Weisheit vertritt, hält es ferner dazu an, sich grundsätzlich in Demut zu üben, was die menschliche Erkenntnisfähigkeit angeht. Ähnlich wie das Buch Kohelet pocht es darauf, dass für Menschen nicht immer alles erschliessbar und verständlich ist, da Gottes Horizont deutlich grösser ist als der menschliche Horizont. Im weiteren Sinn entzieht dies denn auch allen Voten den Boden, wonach Naturkatastrophen oder Epidemien eindeutig als göttliche Strafe für moralische Missstände in der Gesellschaft zu deuten sind.

Gott, Wunden verbindend und heilend

In biblischen Bildern und Erzählungen ist sich Gott nicht zu schade, selbst pflegerisch und ärztlich Hand anzulegen. Die neutestamentlichen Erzählungen über die Heiltätigkeit von Jesus, der in Gottes Vollmacht handelt, sind Teil davon. Im Ezechielbuch verbindet sich das Bild des Pflegers mit dem Bild des Hirten, der vorbildlich zu seinem Vieh schaut: «Das Verlorene werde ich suchen, das Vertriebene zurückbringen, das Verletzte verbinden, das Kranke kräftigen» (Ez 34,16). Dass es Gott auch ums Heilen seelischer Verletzungen geht, bringt z. B. Psalm 147 zum Ausdruck, wo es heisst: «[JHWH] heilt, die gebrochenen Herzens sind, er verbindet ihre Wunden» (Ps 147,3). Gerade am gesamtbiblischen Reflexionskomplex um Gesundheit und Krankheit ist zu erkennen, dass die neutestamentlichen Texte Gott nicht neu erfunden haben. Göttliches Wirken kann düster bis hin zum Verzagen sein. Nicht alles vermögen wir einzuordnen (vgl. Mt 26,39.42; 27,46; Mk 14,35–36; 15,34; Ps 22). Umgekehrt setzt die Bibel beharrlich Signale, die darauf vertrauen lassen, dass Gott auf der Seite derjenigen Menschen steht, die unverschuldet Leid und Unglück zu ertragen haben. Lebensfülle, wie man Schalom übersetzen könnte, bleibt eine biblische Grundforderung. Wird sie ernstgenommen, stellt sie weit über den Bereich der Gesundheitspolitik hinaus Weichen.

Veronika Bachmann

Zusammengefasst:

- Biblisch zählt Lebensfülle (hebr. Schalom) als höchstes Gut.
- Krankheit und Tod sind nicht durchwegs negativ bewertet.
- Auch sind sie nicht vorschnell als göttliche Strafe anzusehen.

Von Glück und Vulnerabilität

Wie steht es mit der Arbeitsgesundheit kirchlicher Mitarbeitender? Sie tragen zur Gesundheit vieler Menschen bei. Ihr Beruf selber birgt Chancen und Risiken für die eigene Gesundheit.

Dr. Gabriele Kieser (geb. 1962) ist Theologin, Logotherapeutin und Ausbildnerin der PRH-Persönlichkeitsentwicklung (PRH – Personnalité et Relations Humaines). Sie arbeitet als Seelsorgerin der Universitären Psychiatrischen Kliniken (UPK) Basel, als Seelsorgerin für Seelsorgende im Bistum Basel sowie als Seminarleiterin und Personal Coach in der Schweiz, in Österreich und Deutschland.

«Haben wir nicht einen schönen Beruf!» Ja, denke ich, das haben wir, als mir eine Kollegin mit grosser Begeisterung von einem neuen Projekt in ihrem beruflichen Alltag erzählt und mit diesem Ausruf schliesst. Und ich denke, dass die meisten Seelsorgerinnen und Seelsorger Momente kennen, in denen sie in tiefer Dankbarkeit und Zufriedenheit diese Empfindung haben.

Seelsorge – ein Gesundheitsberuf

Das haben sie mit vielen anderen Menschen in Gesundheitsberufen gemeinsam, zu denen der Seelsorgeberuf weit gefasst auch gehört, wenn man der WHO folgt, die in ihren Konstitutionen 1948 die Gesundheit als «einen Zustand des völligen physischen, mentalen und sozialen Wohlergehens» definiert hat. Die WHO wurde für den Idealismus, der in dieser Formulierung steckt, oft kritisiert. «Völliges physisches, mentales und soziales Wohlergehen»? Ist das nicht eher ein Zustand in besonderen Momenten, aber sicher nicht der alltägliche Zustand der Gesunden? Mir gefällt diese Formulierung dennoch. Gesundheit ist dabei ein hochgestecktes Ziel, eine Richtung, in die es zu wirken gilt. Menschen in kirchlichen Berufen wirken dabei rege mit. Sie eröffnen Lebensräume für Begegnungen zwischen Menschen und zwischen Gott und Menschen. Wo dies gelingt, leisten sie einen schönen Beitrag zur Gesundheit einzelner und auch zur Gesundheit der Gesellschaft.

Leben, was ich bin

Ein schöner Beruf! Diese Erfahrung haben Seelsorgende mit anderen in Gesundheitsberufen gemeinsam. Ob Lehrperson, Pflegekraft, Ärztin oder Arzt, Sozialarbeiterin oder Sozialarbeiter: Sie alle kennen diese Empfindung. Denn sehr viele von ihnen haben einen Beruf gewählt, der ihnen, ihrem inneren Wesen, dem Kern ihrer Persönlichkeit entspricht. Das macht das Glück, aber auch die Vulnerabilität dieser Berufe aus. Die Berufe und unsere Persönlichkeit korrespondieren. «Die Entscheidung für einen Gesundheits- und Sozialberuf sagt oft viel über eine Person aus und das, was sie ist: über ihre Fähigkeiten und Qualitäten, ihre tiefen Werte, ihre Träume und Visionen und das, was ihr im Leben wichtig ist.»[1] Darum beginnen viele mit einem hohen persönlichen Engagement und viel Freude ihre Arbeit. Das hat auch etwas mit Gesundheit zu tun, mit «physischem, mentalem und sozialem Wohlergehen». Ob diese Bestand haben, ist leider nicht sicher.

Berufung und inneres Wachstum

Dass ich lebe, was ich in der Tiefe meiner selbst bin, nennen wir in theologischer Sprache Berufung. Das hat ein Innen und ein Aussen. Es sind äussere Erfahrungen, die etwas in uns wecken. Sie machen es nicht, sondern sie wecken etwas, das in unserem Innersten wartet. Eine Person, eine Gruppe, ein Buch, eine Liturgie, ein Lied, ein Kloster, eine Liebe – und auf einmal regt sich etwas in mir und wird lebendig, ich werde. Berufung hat für manche einen besonderen Höhepunkt, andere wachsen unspektakulär in sie hinein. So oder so geschieht sie ein Leben lang.

«Gesundheit ist ein hochgestecktes Ziel, eine Richtung, in die es zu wirken gilt.»

Gabriele Kieser

Michelle Obama hat recht, wenn sie – über die sinnlose Frage an Kinder «Was willst du mal werden, wenn du gross bist?» nachdenkend – bemerkt: «Als ob das Werden ein Ende hätte. Als ob man irgendwann etwas geworden ist, und damit hat es sich dann.»[2] Berufung wächst ein Leben lang. Wenn wir mit uns, mit anderen und mit Gott in lebendiger Beziehung bleiben. Nur wenn wir uns dem inneren Wachstum vertrauensvoll hingeben und bereit bleiben, hinzuhören und aufzubrechen, bleibt die Bewegung des Anfangs, die etwas mit Gesundheit zu tun hat, auch wenn sie uns nicht vor allen Gebrechen bewahrt. Wenn das innere Wachstum jedoch von der Person selbst oder von ihrer Umgebung verhindert wird, dann verliert das Leben physisch, mental und sozial seine Kraft. Gesundheit braucht das Werden. Ein geistlicher Mensch – Mann oder Frau, mit

[1] Kieser, Gabriele, Achtsamkeitsbasierte Persönlichkeitsentwicklung. Praxisbuch für Menschen in Gesundheits-, Pflege- und Sozialberufen, Bern 2020, 13.
[2] Ebd. 17.
[3] Vgl. ebd. 169–171.
[4] Ebd. 75.

oder ohne Weihe – sollte in sich ein Werdender sein, könnte man annehmen. Und die Kirche als Arbeitgeberin sollte diese wachsende Berufung fördern, sie wünschen und ermöglichen.[3]

Inneres Feuer – körperliche Grenzen

Es gibt ein mit der Berufung zusammenhängendes weiteres Beobachtungsfeld. Die Balance zwischen dem inneren Feuer und den Bedürfnissen des Körpers. Wenn eine Person tut, was ihr entspricht und sie glücklich macht, kann das leicht immer mehr Raum im Leben einnehmen. Erholung, Ernährung, Schlaf und Freizeit werden nebensächlich. Die Grenzen zwischen Arbeit und privatem Freiraum verschwinden, was eigentlich ein wunderbares Privileg eines Berufes ist. Oft kommen dann noch äussere Erwartungen dazu, die diese fehlenden Grenzen unterstützen. Ferienlager als Arbeitszeit? Der hat es gut. Fürs Gottesdienstfeiern bezahlt werden? Ist doch echt schräg. Nach der Sitzung noch zusammensitzen? Von wegen Arbeit. In jungen Jahren geht das meistens noch gut. Doch je nach Grundkonstitution und Regenerationsfähigkeit werden Energiereserven langsam, aber sicher aufgebraucht. Zudem nimmt mit zunehmendem Alter das Energiepotenzial ab. Wenn aber «das Gleichgewicht von Energiereserven und Energieverbrauch permanent überschritten wird, führt das früher oder später zum Zusammenbruch, den wir Burn-out nennen. Denn ohne die nötige körperliche Energie erlischt das Feuer im Menschen.»[4] Viele Leute im kirchlichen Dienst müssen das erst (schmerzlich) lernen und bewegen sich in einem Umfeld, das dieses Lernen nicht unterstützt.

Gehöre ich da noch dazu?

Kirche war für viele Menschen im kirchlichen Dienst einmal ein grosser Hoffnungsort. Heute hingegen macht sich (Amts-)Kirchenmüdigkeit breit. Der Reformstau der letzten Jahrzehnte macht mürbe. Vieles wirkt verstaubt und festgefahren. Manche fühlen sich als moderne Menschen unwohl und fragen sich: Gehöre ich da noch dazu? «Ich bin eine emanzipierte Frau. Und ich arbeite in einer Institution, die die Frauendiskriminierung in ihren Reihen als Gottesgesetz deklariert. Das zerreisst mich», sagt mir eine Kollegin. Ein Kollege fügt hinzu: «Dass Lesben und Schwule nicht in der Kirche arbeiten dürfen, sobald sie sich zu ihrer Liebesbeziehung bekennen, ist empörend!» Wiederverheiratete, Zölibatspflicht, sexueller, geistlicher, arbeitsrechtlicher Machtmissbrauch, die Liste ist lang. Die Institution passt für viele nicht mehr zur Botschaft. Und wer ihnen diese Zweifel vorwirft, versteht den Ernst der Lage nicht. Für viele ist die Situation ein grosser innerer Konflikt, der ihnen bis in die Gesundheit hinein schadet und sie bis in ihre tiefste Tiefe umtreibt.

Gesunde Strukturen

Als ich mich vor drei Jahren für die Stelle als Seelsorgerin für Seelsorgende im Bistum Basel bewarb, hat mich eine Formulierung in der Stellenbeschreibung besonders angesprochen: Ziel seien «gesunde Seelsorgende in gesunden Strukturen». Auf kluge Weise fasst dieser Satz die Dialektik. Gesunde Menschen und gesunde Strukturen gehören zusammen. Weiter gilt: Gesunde Menschen schaffen gesunde Strukturen, eine Umgebung, die dem physischen, mentalen und sozialen Wohlergehen förderlich ist.

Gesundheit ist – wie eingangs erwähnt – ein hochgestecktes Ziel, eine Richtung. Inmitten der weltweiten Gesundheitskrise durch das Coronavirus schreibe ich diesen Artikel. Das Virus hat, wenn ich richtig sehe, für die Kirche und ihre Mitarbeitenden eine Verschiebung der Kräfte zur Folge, die schon länger begonnen hatte, jetzt aber an Fahrt gewinnt. Die Kirche erhält durch diesen langen Lockdown wieder vermehrt die Dynamik einer Bewegung. Und das ist eine grosse Chance für Veränderungen. Jede und jeder – mit und ohne Leitungsverantwortung – hat jetzt nach dem eigenen Beitrag zu fragen, im eigenen Leben und in den durch sie/ihn mitgeprägten Strukturen. Auf Mahatma Gandhi hörend: «Sei du die Veränderung, die du in der Welt sehen willst!» Dabei nicht alleine, sondern vernetzt mit anderen: «Macht ist die Fähigkeit, sich mit anderen zusammenzuschliessen und gemeinsam mit ihnen zu handeln», formulierte Hannah Arendt einst weise. Ja, so gesehen haben wir einen sehr schönen Beruf und sind wirklich privilegiert.

Gabriele Kieser

Zusammengefasst:

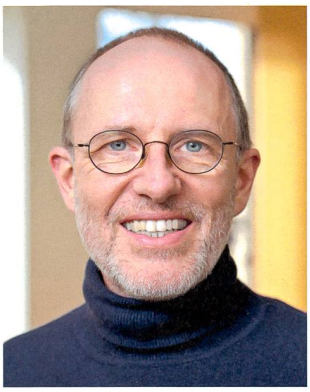
- Seelsorgende üben mit viel Herzblut ihren Dienst aus.
- Klare Grenzen zwischen Arbeit und Privatraum können sich auflösen.
- Strukturen fördern oder hemmen die Gesundheit.

Buchempfehlung

«Achtsamkeitsbasierte Persönlichkeitsentwicklung. Praxisbuch für Menschen in Gesundheits-, Pflege- und Sozialberufen». Von Gabriele Kieser. Bern 2020. ISBN 9783456859477, CHF 42.90. www.hogrefe.ch

Mensch sein ist mehr als gesund sein

Wofür lohnt es sich zu leben, wenn Krankheit ins Leben tritt und dieses radikal in Frage stellt? Spitalseelsorgende werden existenziell mit der Frage nach dem Lebenssinn und dem Menschsein in Krankheit konfrontiert.



Stefan Hertrampf (Jg. 1963) studierte Theologie in Tübingen und Dublin und machte einen Bachelorabschluss in Sozialarbeit in Heidenheim. Er war von 2004 bis 2008 Gemeindeleiter der Pfarrei St. Anton in Wettingen und ist seit 2008 Spitalseelsorger am Kantonsspital Aarau.

«Ich habe meine Krankheit nicht eingeladen. Ich will sie nicht», sagen mir Patientinnen und Patienten. Gut ist es, wenn die Krankheit tatsächlich wieder geht und Heilung eintritt. Was aber, wenn die Krankheit nicht wieder geht und ungeladen bleibt? Was bedeutet es, wenn mir ein Mensch sagt «Diese Krankheit gehört nicht zu mir», und dennoch ist sie da mit all dem, was sie mit sich bringt? Vielleicht sind es dauerhafte Einschränkungen und Behinderungen. Vielleicht führt die Krankheit auch in absehbarer Zeit zum Tod. Wenn die Gesundheit das höchste Gut und so der alleinige Lebenssinn ist, und wenn die Hoffnung, dass die Krankheit geht, nicht mehr da ist, dann wird es schwierig, in der Krankheit zu bestehen.

«Diese Krankheit gehört nicht zu mir», kann ich auch als Ausdruck einer tiefen Überzeugung hören: «Als Mensch bin ich mehr als diese Krankheit.» Ich höre diesen Satz auch als Sehnsucht: «Ich will als Mensch angesprochen werden und nicht nur als kranke Person. Ich will Menschen begegnen, ohne dass mir ständig ein Macht- oder Wissensgefälle vorgehalten wird.» Diese Überzeugung und Sehnsucht haben unsere Vorfahren im Glauben geteilt. Deshalb konnten sie zu Worten inspiriert werden wie: «Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst? Des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?» (Ps 8,5)

Lebenskraft aus dem Segen Gottes

Wir sind als Menschen mehr als unsere Krankheit. Unser biologisches Leben wird durch Krankheit und Gebrechlichkeit beeinträchtigt und irgendwann stirbt es auch. Unser Menschsein wird dadurch nicht beeinträchtigt oder zerstört. Zugegeben, das klingt sehr abstrakt. Aber ich bin Menschen begegnet, bei denen ich das erlebt habe. Eine Begegnung begleitet mich bis heute: Bei einem Routinevorstellungsbesuch traf ich einen gut 50-jährigen Mann auf der Intensivstation. Ein Dickdarmkrebs hatte es nötig gemacht, ihm einen künstlichen Darmausgang zu legen. Niedergeschlagen lag der Mann im Bett. «Gut, dass Sie da sind. Wissen Sie, ich bin ein Lebemann. Jetzt habe ich dieses Stoma. Damit kann ich nicht leben. Sobald ich hier draussen bin, begehe ich Suizid. An Sie habe ich noch eine letzte Bitte: Segnen Sie mich!» Ich war überrascht. Offensichtlich schaute ich etwas verdattert drein, denn er fuhr enttäuscht fort: «Sie können das ja nicht. Sie sind von der Kirche. Die Kirche will nicht, dass man sich umbringt.» Jetzt konnte ich reagieren: «Das stimmt, die Kirche will nicht, dass man sich umbringt. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Ich segne nicht Ihre Entscheidung. Ich bete um den Segen Gottes für Sie. Wenn Sie möchten, beten Sie mit. Ich bin überzeugt, Gottes Segen ist bei Ihnen auf all den Wegen, die Sie gehen.» Er war einverstanden. Es wurde eine sehr dichte spirituelle Erfahrung für uns beide. Etwa ein halbes Jahr später traf ich ihn auf einer normalen Pflegestation wieder. Aufgestellt und fröhlich sprach er mich an. Er erholte sich gerade von der Operation, die sein Stoma rückgängig gemacht hatte. Er zeigte sich sehr dankbar und erzählte, dass das Segensgebet ihm viel Kraft gegeben habe zum Weiterleben. Er glaube nicht, dass er sonst hier wäre.

«Was aber, wenn die Krankheit nicht wieder geht und ungeladen bleibt?»

Stefan Hertrampf

Was kann Seelsorge dazu beitragen, in der Krankheit zu bestehen? Bei diesem Mann war es die Begegnung von Mensch zu Mensch ohne Machtgefälle, die Anerkennung der Not und das Teilen der Hilflosigkeit im Spüren der Ohnmacht. Ich hatte keine Lösung parat und ich habe auch nicht so getan, als gäbe es eine. Im Segensgebet lag aber die Vergewisserung, dass Gott an diesen Menschen denkt. Ob in Verzweiflung oder Zuversicht, ob in Krankheit oder Gesundheit, ob in Kraft oder Schwäche, Gott hat den Menschen nur wenig geringer gemacht als sich selbst, ihn mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt. Dies zu glauben und wenigstens ein wenig davon zu erfahren, kann einem Menschen Sinn und Lebensmut schenken.

Stefan Hertrampf

Artikel in voller Länge unter www.kirchenzeitung.ch

kath.ch
religion·politik·gesellschaft
11|2020 4. Juni 2020

An der Langstrasse mit Schwester Ariane

Schwester Ariane hilft Bedürftigen, Prostituierten, Obdachlosen und Junkies. Sie und Freiwillige des Vereins Incontro verteilen in Zürich Esswaren und Mahlzeiten. In Corona-Zeiten mehr denn je.

Schweiz

Schwester Ariane hat die Hilfe für Bedürftige im Zürcher Rotlichtmilieu verstärkt. | © Vera Rüttimann

Die Langstrasse ist Zürichs pulsierende Szenemeile. Normalerweise. An diesem Samstag wirkt sie ungewohnt leblos. Viele Clubs und Bars sind zu. Die Frau, die mit ihrem langen weissen Habit, einem blauen Skapulier (Ordensumhang) und Schutzmaske die Langstrasse entlangeilt, kennt diese Stimmung gut. In der Corona-Krise hat Schwester Ariane und der von ihr gegründete Verein Incontro die Einsätze intensiviert.

Warme Mahlzeiten am Abend

Jeden Abend verteilt sie entlang der Langstrasse 250 warme Mahlzeiten. Und jeden Samstag – wie auch an diesem – reicht sie den Wartenden auch Lebensmittelpakete und Hygieneartikel. Mit in ihrem Team sind über 80 junge Freiwillige. Sie sind dem christlichen Verein Sant'Egidio verbunden, in der Kirche tätig wie Karl Wolf, der katholische Pfarradministrator im zürcherischen Küsnacht, oder sozial engagiert. Während Schwester Ariane an den geschlossenen Bars entlangläuft, erzählt sie, warum sie Mitte März die Gassenarbeit zu intensivieren begann. «Ich sah Frauen aus dem Milieu, die weinend auf dem Trottoir standen, weil sie ihr Zimmer verloren haben.» Sie habe handeln müssen.

Mit dem Lockdown ging auch das Berufsverbot für Sexarbeitende einher. Hunderte Frauen und Männer stehen seither ohne Einnahmen da.

Lange Warteschlange

Die über 20 Helfenden in ihren blauen Pullovern tragen Schutzmasken. Als sie mit ihren Leiterwagen unweit des Restaurants Hiltl mitten in der Langstrasse Halt machen, stehen Frauen und Männer schon in einer langen Schlange bis zum Helvetiaplatz. Die Frauen oft leicht bekleidet und in langen Leggins, die Männer in Trainerhosen. Dann geht es los. Die Helfer verteilen Lebensmittelsäcke mit Grundnahrungsmitteln für eine Woche. Zudem Duschgels, Zahnpasta und Zahnbürsten, ebenso Desinfektionsmittel und Vitamine.

Die Lebensmittelpakete werden aktuell in 17 katholischen Pfarreien und 10 reformierten Kirchgemeinden in Stadt und Kanton Zürich gesammelt. Schwester Ariane hatte sie zu Beginn der Corona-Krise um Hilfe angefragt. «Wir begannen mit 70 Paketen, heute sind es fast 800.» Auch der Lions Club spendet jede Woche 200 Säcke.

Theologin mit besonderer Berufung

Die meisten Frauen und Männer, denen sie eine Tüte reicht, kennt Schwester Ariane persönlich.

Fortsetzung auf nächster Seite

Meinung

Woher die Wehmut?

Im Buch zum Papstbesuch in der Schweiz zu blättern, weckt Wehmut und das Gefühl, es seien viel mehr als zwei Jahre, die mich von damals trennen. Die «Freude des Evangeliums» scheint kaum mehr spürbar. Die Hoffnung auf «Rückenwind» für und von Papst Franziskus ist kleinlaut geworden. Krisenstimmung hat sich breitgemacht.

Ursache für den Stimmungswandel ist nicht nur die Missbrauchskrise, in der auch Franziskus nicht immer glücklich agiert hat. Viele erleben die Kirche zwar «wie ein Feldlazarett», aber nicht weil sie sich den Verwundeten zuwendet, sondern weil es so viele durch die Kirche selbst Verletzte gibt und wegen der internen Kämpfe.

Zudem ist es hierzulande nicht gelungen, eine synodale Dynamik zu entwickeln, in der strukturierte Reformprozesse, spirituelle Aufbrüche und agile Reformbewegungen sich gegenseitig ergänzen und herausfordern, vor allem aber ermutigen und inspirieren. Statt einen «gemeinsamen Weg der Erneuerung» zu beschreiten, sucht jedes Bistum seinen eigenen Pfad.

Wird der Corona-Lockdown sich als Chance erweisen, neu aufzubrechen und auszubrechen? Die Antwort ist offen. Aber ein Ja bedingt Gestaltungswillen, Kreativität, tatkräftiges Vertrauen und die Bereitschaft, die Kräfte zu bündeln.

2018 hätte ich mit einem päpstlichen «Andiamo avanti!» dazu aufgerufen. Heute frage ich mich: Könnte die Wehmut auch der Schmerz des Abschieds von einer Kirchenvision sein, die mein Leben geprägt hat? Gilt es, voranzugehen und gleichzeitig auszuhalten, dass «noch nicht erschienen ist, was wir sein werden» (1 Joh 3,2)?

Daniel Kosch

Generalsekretär der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz der Schweiz

Engagement der Schweiz bleibt «sehr bescheiden»

Nach dem Eintreffen von 23 minderjährigen Flüchtlingen aus Griechenland in der Schweiz prüft der Bund weitere Gesuche.

In Aussicht gestellt hatte Bundesrätin Karin Keller-Sutter bereits im Februar, dass die Schweiz minderjährige Flüchtlinge mit Verwandten in der Schweiz aufnehmen würde. Mitte Mai trafen 23 Kinder und Jugendliche im Alter von 10 bis 17 Jahren in der Schweiz ein.

Gespräche mit griechischen Behörden

Es soll offenbar nicht dabei bleiben. Dies bestätigte auf Anfrage von kath.ch das Staatssekretariat für Migration (SEM). «Die Schweiz ist bereit, mehr Minderjährige mit Verwandten auf unserem Territorium aufzunehmen», teilte eine Sprecherin mit. Die griechischen Behörden habe man informiert, dass sie dem SEM weitere Minderjährige melden können. Zurzeit würden neue Fälle von unbegleiteten minderjährigen Antragstellern mit Angehörigen in der Schweiz bearbeitet.

Das Dublin-Abkommen verpflichtet die Schweiz, Flüchtlinge aufzunehmen, die Verwandte im Land haben. Hilfswerke fordern allerdings, dass die Schweiz mehr macht als bloss das Minimum.

«Grundsätzlich begrüssen wir den Entscheid, Flüchtlinge aus Griechenland ins Land zu holen», sagte Stefan Gribi, Sprecher von Caritas Schweiz. Allerdings befänden sich 42000 Menschen in den Lagern auf griechischen Inseln. Angesichts dieser Situation bedeute die Aufnahme von 23 minderjährigen Flüchtlingen keine Entlastung.

Portugal macht mehr

Gleichzeitig zur Ankündigung der Schweiz, die 23 jungen Flüchtlinge aufzunehmen, habe Portugal 500 aufgenommen. Im Vergleich wirke die Aktion der Schweiz doch sehr bescheiden. (uab)

Menschen im überfüllten Flüchtlingslager Moria auf Lesbos. | © KNA

Fortsetzung von vorheriger Seite

An der Langstrasse ...

Diese Arbeit ist für sie eine Berufung. Die Theologin, die in Luzern ihr Studium abgeschlossen hat, handelt nach der Frage: Was hätte Jesus gemacht? «Er suchte die Menschen auf und ging ihnen nach bis an die äussersten Ränder.» Das Wort «Incontro» (Begegnung) auf ihrem blauen Pullover erhält einen neuen Sinn.

Die Gasse ist jetzt ihre Kirche. Schwester Ariane verteilt nicht nur Lebensmitteltüten, sie hört an diesem Nachmittag oft auch zu. «Das Dasein, das Aufbauen von Freundschaft ist zentral. Die Not, die Einsamkeit bei unseren Freunden auf der Gasse ist gross.»

Es ist 20.30 Uhr, als sich der Platz an der Langstrasse langsam leert. Die Freiwilligen ziehen mit ihren Leiterwagen davon. Schwester Ariane und Pfarrer Karl Wolf schauen noch kurz bei ein paar Frauen und Männern, die sonst im Milieu arbeiten, persönlich vorbei.

Vera Rüttimann

«Praktisch kann ich viel machen»

Marianne Pohl-Henzen (60) leitet künftig die Bistumsregion Deutschfreiburg. Im Gespräch mit kath.ch sagt die Theologin, was hinter ihrer Berufung steckt.

Marianne Pohl-Henzen war bereits acht Jahre als Adjunktin die rechte Hand des Bischofsvikars für Deutschfreiburg. Ab dem 1. August ist sie «Regionalverantwortliche im Namen des Bischofs», wie das Bistum Lausanne, Genf und Freiburg mitteilte. Pohl-Henzen wird künftig auch Mitglied des Bischofsrates sein. Ein weiblicher Bischofsvikar ist sie freilich nicht – dieses Amt ist an die Priesterweihe gebunden.

Marianne Pohl-Henzen: «Ich war früher vielleicht kämpferischer.» | © zvg

Fühlen Sie sich als Bischofsvikar zweiter Klasse?

Marianne Pohl-Henzen: Ich bin kein Bischofsvikar, das ist klar. Ich werde keine Firmungen spenden, keine Priester beerdigen – das stand bislang im Pflichtenheft des Bischofsvikars. Auch die Pfarrinstallationen werde ich wahrscheinlich nicht vornehmen.

Aber?

Pohl-Henzen: Praktisch kann ich viel machen: Ich bin zuständig für das Personalmanagement, auch das von Priestern. Ich leite verschiedene Gremien. Ich bin Kontaktperson zur Körperschaft im Kanton Freiburg. Künftig bin ich auch im Bischofsrat und im Priesterrat vertreten.

Was antworten Sie einem Priester, falls er zu Ihnen kommen sollte: Du hast mir gar nichts zu sagen?

Pohl-Henzen: Dem antworte ich: Bitte, gehe zum Bischof. Aber der Bischof wird ihn wahrscheinlich zu mir zurückschicken und sagen: Das musst du mit deiner Verantwortlichen besprechen.

Welches Signal steckt hinter Ihrer Berufung?

Pohl-Henzen: Der Bischof tut, was er kann, um Frauen in der Kirche zu fördern.

Wo stehen Sie kirchenpolitisch?

Pohl-Henzen: Ziemlich in der Mitte. Ich war früher vielleicht kämpferischer. Mit zunehmendem Alter nimmt man die Dinge anders auf.

Was heisst das?

Pohl-Henzen: Ich steige nicht mehr auf die Barrikaden und fordere das Frauenpriestertum, auch wenn ich das grundsätzlich gut fände. Wir müssen in kleinen Schritten vorangehen, sonst gibt es eine Kirchenspaltung. Erst brauchen wir das Diakonat der Frau.

Können Frauen in Leitungspositionen Machtstrukturen aufbrechen – etwa beim Thema Missbrauch?

Pohl-Henzen: Als Mutter und Grossmutter habe ich sicher einen anderen Blick auf das Thema Übergriffe. Wir sind dabei, ein Schutzkonzept zu entwickeln. Darin möchten wir nicht nur sexuelle Übergriffe einbeziehen, sondern auch Machtmissbrauch und spirituellen Missbrauch.

Raphael Rauch

Was bleibt vom digitalen Schub?

In der Corona-Krise haben die Kirchen neue kommunikative Formen verwendet. Was davon bleibt, untersucht die internationale ökumenische Studie Contoc. Mit Schweizer Beteiligung.

«Wir beobachten vor allem den digitalen Schub in der Kirche, den die Massnahmen gegen die Pandemie hervorgerufen haben», erklärte Arnd Bünker vom Schweizerischen Pastoralsoziologischen Institut (SPI) in St. Gallen, das an der Studie beteiligt ist. «Dabei fragen wir uns: Was bedeutet das für die Zukunft der Kirche?»

Seit 25. Mai ist eine Online-Umfrage auf Deutsch im Netz (www.contoc.org). Eine Woche später soll die Befragung auch in anderen Sprachen online sein, sagte Thomas Schlag, Professor für praktische Theologie an der Universität Zürich.

21 Länder beteiligt

Er ist der Initiant der ökumenischen Studie Contoc, an der sich 21 Länder auf 5 Kontinenten beteiligen. Untersucht wird, wie stark die Pandemie-Bekämpfung das kirchliche Leben beeinflusst hat. Von den Einschränkungen betroffen waren unter anderem Gottesdienste und andere kirchliche Versammlungen.

Resultate bereits im Spätsommer

Aus der Not heraus haben die Kirchen vielerorts digitale Angebote entwickelt. Die Studie will wissen, wie und unter welchen Bedingungen solche Angebote entstanden sind und ob sie bei der Aufhebung der Einschränkungen fortgeführt werden. Die Umfrage richtet sich an hauptamtliche Kirchenleute. Die Studie nimmt den Zeitraum von März bis Juni 2020 unter die Lupe. Schlag rechnet damit, im Spätsommer erste Resultate präsentieren zu können.

Regula Pfeifer

Schweiz

Buch zum Papstbesuch

Mitte März ist beim Genfer Verlag «Edition Slatkine» ein Buch zum Besuch von Papst Franziskus am 21. Juni 2018 in Genf erschienen. Autoren sind der Diplomat Pierre-Yves Fux und die reformierte Theologin Elise Cairus. Fux war von 2014 bis 2018 Botschafter der Schweiz beim Heiligen Stuhl. In dieser Funktion trug er zum Gelingen der päpstlichen Reise bei, die zum 70. Jahrestag der Gründung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) stattfand. (cath.ch/gs/bal) (Bild: Papst Franziskus beim ÖRK | © Magnus Aronson WCC)

Wieder öffentliche Gottesdienste

Seit 28. Mai finden in der Schweiz wieder öffentliche Gottesdienste statt. Christen konnten das Pfingstfest gemeinsam feiern. Die Lockerung gab der Bundesrat am 20. Mai bekannt. Einen Tag zuvor hatten sich Vertreter des Schweizerischen Rates der Religionen bei einem Treffen mit Gesundheitsminister Alain Berset für eine schnelle Zulassung der Gottesdienste eingesetzt. (bal)

Ausland

Chance verpasst

Aus Sicht des deutschen Finanzwissenschaftlers und Kirchensteuer-Experten Bernd Raffelhüschen haben die Kirchen in der Corona-Krise «die Chance verpasst, Fels in der Brandung zu sein». Denn in einer gesellschaftlichen Paniksituation, so Raffelhüschen im Interview mit der deutschen Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA), hätten die Kirchen ein beruhigender Faktor sein müssen. Aus seiner Sicht wäre es falsch, sich bei den drohenden Sparzwängen nur noch auf das «Kerngeschäft» der Seelsorge zu konzentrieren und sich aus Kliniken, Pflegeheimen oder Schulen zurückzuziehen. (kna)

Frau will Bistum leiten

Die 73-jährige Theologin Anne Soupa hat sich am 25. Mai beim Nuntius in Paris für die Leitung des Erzbistums Lyon beworben. Sie schickte dem Vatikanbotschafter ein Glaubensbekenntnis, ein Reformprogramm und ihren Lebenslauf. Zuletzt war der in einen Missbrauchsskandal verwickelte Kardinal Philippe Barbarin Leiter der Diözese. Soupa sieht ihre Bewerbung als Antwort auf die Aufforderung des Papstes, mehr gegen Missbrauch und verkrustete Machtstrukturen zu tun. (kna) (Bild: Anne Soupa | © zvg)

Vatikan

«Laudato si'»-Aktionsjahr

Zum fünften Jahrestag der Veröffentlichung seiner Enzyklika «Laudato si'» («Sei gepriesen») hat Papst Franziskus dazu aufgerufen, deren Anliegen im kommenden Jahr zu vertiefen und umzusetzen. Das von der vatikanischen Behörde für menschliche Entwicklung angeregte Jahr soll bis zum 24. Mai 2021 gehen. (cic)

Genforscher wird Mitglied in Päpstlicher Akademie

Der US-amerikanische Genomspezialist Eric Lander (63) ist zum Mitglied der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften berufen worden. Lander war federführend am weltweiten Human-Genom-Projekt beteiligt. An dem von ihm mitgegründeten «Whitehead Institute Center for Genome Research» in Cambridge/Massachusetts wurden zahlreiche menschliche Gene identifiziert. Diese stellte das Institut der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft zur Verfügung. (cic)

Social Media

«Oft geschieht es mit wenig Lärm»

Der deutsche Finanzwissenschaftler Bernd Raffelhüschen findet, die Kirchen hätten in der Corona-Krise «die Chance verpasst, Fels in der Brandung zu sein» (siehe Kurzmeldungen). Auf dem Facebook-Kanal von kath.ch erntet er mehrheitlich Widerspruch, gerade auch von Kirchenleuten. Aber nicht nur.

Einige Facebook-User vermuten, der Finanzwissenschaftler sei zu wenig informiert. Ob er auch «ausserhalb seiner Pfarrei» unterwegs war, fragt etwa Franziska Driessen-Reding, Präsidentin des Synodalrates der Katholischen Kirche im Kanton Zürich. Sie selber erlebe «Kirche in Zürich so nahe bei den Menschen wie schon lange nicht mehr». Auch Sabine Rüthemann widerspricht. Sie habe in Zeiten von Corona sehr gute Initiativen erlebt, schreibt die Sprecherin des Bistums St. Gallen. «Kirche war und ist präsent in Zeiten von Corona.» Oft geschehe dies halt «mit wenig Lärm».

Christine Demel, Seelsorgerin im Kanton Luzern, zählt auf, was die Kirche alles geleistet habe im Kanton. Paul Zahner lobt die Arbeit der katholischen Kirche in den Spitälern, Alters- und Pflegeheimen des Kanton Zürich.

Sein Lob gibt anderen Anlass, auf die offenbar schwierige Situation in Graz (Österreich) hinzuweisen. Dort «durften nicht einmal hauptamtliche Seelsorgerinnen in die Kliniken und Heime», schreibt etwa Maria Rose Neuhold. Einzig Priester seien zugelassen, aufgrund des Alters seien aber nur wenige bereit, die Krankensalbung zu spenden. Sie sei ob der Situation hier wirklich verzagt und entsetzt. (bal)

Zitat

«Priorität haben bei uns die Mitarbeiter. Wir haben eine Verantwortung für die Leute, die bei uns arbeiten, und ihre Familien. Den Mitbrüdern habe ich gesagt: Wir müssen den Gürtel enger schnallen.»

Urban Federer

Der Einsiedler Abt sagt in der «Samstagsrundschau» von Radio SRF 1 (23. Mai), er habe wegen des Lockdowns für die Mitarbeitenden Kurzarbeit beantragt.

Impressum

kath.ch religion·politik·gesellschaft ist eine Publikation des Katholischen Medienzentrums Zürich. Sie erscheint als Beilage zur Schweizerischen Kirchenzeitung.

Verantwortung: Regula Pfeifer; Redaktion dieser Ausgabe: Barbara Ludwig

Die Verwendung von Inhalten ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe gestattet. Entsprechende Anfragen an 044 204 17 80 oder redaktion@kath.ch.

Foto zur «Meinung» | © zVg

Fasziniert von der Welt und vom Leben

Bei Filippo Niederer dreht sich alles um Religionspädagogik. Die Begeisterung für den Religionsunterricht und für die grossen Fragen der Welt begleiten ihn schon fast sein ganzes Leben lang.

Filippo Niederer bereitet es grosse Freude, junge Menschen in ihrem Lernen zu begleiten, besonders kritische. Doch in seiner Tätigkeit als Mitarbeiter in der Abteilung Religionspädagogik des Bistums St. Gallen arbeitet er eher im Hintergrund. Er ist an Projekten des Pastoralamts beteiligt, zu dem die Abteilung Religionspädagogik gehört. «Hauptsächlich bin ich aber für die Arbeiten an Lehrplänen und Unterrichtshilfen zuständig», erklärt Niederer. Daneben ist er Ansprechperson für die angestellten Mittelschul-Religionslehrkräfte sowie die Rektoren. «Direkt mit mir in Kontakt kommen Menschen, die gerne an einer Kantonsschule Religion unterrichten möchten.»

Niederschwelliger Religionsunterricht

Es war die Freude am Kontakt mit Menschen, die ihn dazu bewog, nach dem Theologiestudium in Chur und Rom als Religionslehrer zu arbeiten. «Im Religionsunterricht begegne ich Menschen, die religiös an sehr unterschiedlichen Orten stehen. Sie alle sollen aus dem Unterricht etwas für ihr Leben mitnehmen können.» Konkret bedeutete das für ihn, in seinen Erklärungen möglichst wenig Wissen und Glauben vorauszusetzen. «Mein Ideal war ein Unterricht, von dem auch Areligiöse profitieren.» Er erlebte gerade die Gespräche mit den kritischen (Mittel-)Schülerinnen und Schülern als bereichernd. Dieses Interesse an Diskussionen, das Hinterfragen von Ideen gehört zu seiner Persönlichkeit. So verwundert es nicht, dass er acht Jahre nach seinem Theologiestudium noch ein Studium der Philosophie begann. «Philosophie habe ich nicht mit einer bestimmten Absicht studiert, sondern aus lauter Leidenschaft, die an der Kantonsschule geweckt wurde.» Auch während der langen Busfahrten in Rom hatte er viel Zeit, über philosophische Fragen nachzudenken. «Die Beschäftigung mit der Frage, wie es sich mit der Welt und dem Leben verhält, ist für mich Koffein pur. Ich bin überzeugt, dass meine Schülerinnen und Schüler davon profitiert haben.»

Vielfalt der Menschen ernst nehmen

In seiner aktuellen Tätigkeit in der Abteilung Religionspädagogik muss sich Niederer immer wieder mit den Veränderungen in der Welt und der Gesellschaft auseinandersetzen und zusammen mit seinen Kolleginnen und Kollegen überlegen, wie eine zeitgemässe Katechese aussehen kann. «Unsere Gesellschaft hat in den vergangenen Jahrzehnten einen gewaltigen kulturellen Pluralisierungsschub erlebt. In meinem Quartier leben Menschen aus 80 Nationen. Entsprechend gross ist die religiöse Vielfalt. So ist es unumgänglich, dass wir lernen, anderen Bekenntnissen mit Respekt und Achtung zu begegnen», hält Niederer fest. Aus diesem Grund begrüsste er die Einführung des Fachs «Ethik, Religionen, Gemeinschaft» ERG. So würden alle Kinder grundlegendes Wissen über Religionen erhalten. Die Eltern können wählen, ob sie ihr Kind von einer schulischen oder einer kirchlichen Lehrperson in ERG unterrichten lassen möchten. Das hält er für sinnvoll, haben letztere doch eine grosse Kompetenz in der Vermittlung von religiösen und ethischen Inhalten.

Filippo Niederer (Jg. 1959) studierte Theologie in Chur und Rom. Nach mehrjähriger Berufstätigkeit als Religionslehrer absolvierte er die Gymnasiallehrerausbildung und zeitgleich ein Philosophiestudium in Freiburg i. Ue. Seit 2016 arbeitet er in der Abteilung Religionspädagogik des Bistums St. Gallen.
(Bild: zvg)

Seine Begeisterung für Religionsunterricht ist ungebrochen. Er sieht aber nicht nur die Chancen des Religionsunterrichts, sondern auch die Gefahren. «Im Religionsunterricht erschliessen Fachlehrkräfte den Kindern die Welt, das Leben und den Glauben. Das ist eine grosse Chance. Doch um Kinder zu erziehen, braucht es ein ganzes Dorf, lautet ein afrikanisches Sprichwort. Der Religionsunterricht kann dazu verleiten, die religiöse Erziehung an die Fachleute zu delegieren, was kaum nachhaltig sein kann.»

Seine Arbeit ist vielfältig und lässt sich nicht mit einem einzigen Begriff festmachen. Dies führte auch zu lustigen Situationen, wie Niederer zu erzählen weiss. «Als meine Tochter im dritten Primarschuljahr von der Lehrerin gefragt wurde, was ich beruflich machen würde, antwortete sie: ‹Mit anderen dick essen gehen und böse Briefe schreiben.›»

Rosmarie Schärer

Die SKZ veröffentlicht in loser Folge Porträts von kirchlichen Mitarbeitenden, die in der Verwaltung oder Leitung der Diözesen tätig sind und diesen so ein Gesicht geben.

Artikel in voller Länge unter www.kirchenzeitung.ch

«Aber das reicht nicht»

Als Politikerin, Gastronomin und Beraterin hat Esther Friedli mit vielen Menschen und Meinungen zu tun. Die SKZ hat bei ihr nachgefragt, wie sie die Rolle der Kirche in der Schweiz sieht.

SKZ: **Sie haben sich bereits als Jugendliche in der Politik engagiert. Wie sind Sie dazu gekommen?**
Esther Friedli: Bei uns zu Hause wurde am Mittagstisch über Politik geredet. Ich habe mich sehr früh für das Geschehen auf dieser Welt interessiert, Zeitung gelesen und überall Informationen gesammelt. Mit 15 Jahren nahm ich an der Eidgenössischen Jugendsession teil und gründete kurz darauf zusammen mit anderen engagierten Jugendlichen den Jugendrat in Worb.

Sie setzen sich für eine freie und selbstbestimmte Schweiz ein. Wie kann dies auf politischer Ebene erreicht werden?
Die Freiheit ist eines meiner grundlegenden politischen Themen. Wie wichtig sie ist, zeigt sich uns gerade aktuell in der Corona-Pandemie. Verschiedene Freiheitsrechte wie die Versammlungs- oder Wirtschaftsfreiheit wurden massiv eingeschränkt. Die Pandemie zeigt uns aber auch, wie wichtig eine freie und selbstbestimmte Schweiz ist. Krisen müssen vor Ort gelöst werden anstatt von grossen Organisationen. Ich setze mich dafür ein, dass wir uns nicht immer mehr an die Europäische Union anbinden – wir müssen in unserem Handeln frei bleiben.

Was können wir Schweizerinnen und Schweizer dazu beitragen?
Indem sie sich bei Abstimmungen und Wahlen für eine freie und selbstbestimmte Schweiz einsetzen. Und indem sie sich aktiv im politischen und gesellschaftlichen Leben in unserem Land einbringen.

Ihnen ist ein gut funktionierendes Sozialwesen wichtig. Die Kirchen sind in diesem Bereich sehr engagiert. Profitiert der Staat davon?
Ich stehe zu unseren Sozialwerken, bekämpfe aber auch den Missbrauch. Zudem erachte ich das ehrenamtliche Engagement – sei es in einem Verein oder in der Pfarrei – als sehr wichtig, es entlastet den Staat und hilft oft direkt vor Ort. Dieses Engagement kommt der ganzen Gesellschaft zugute. Dass dies in der Schweiz an vielen Orten sehr gut funktioniert, zeigt die hohe Bereitschaft, in der Krise einander in der Nachbarschaft zu helfen. Das soziale Engagement der Kirchen unterstütze ich, solange es nicht politisch motiviert ist.

Wie meinen Sie das?
Die Kirche bringt sich immer wieder im Bereich der Asylpolitik ein. Ich erwarte von der Kirche, dass sie die staatlichen Akteure ergänzt. Dann wirkt sie integrierend. Wenn sie aber z. B. abgewiesenen Asylsuchenden Kirchenasyl gibt, greift sie meiner Meinung nach zu stark in die Politik ein.

Esther Friedli (Jg. 1977) studierte Politikwissenschaft in Bern und Aarhus (DK). Sie besitzt ein Büro für politische Kommunikation und Beratung und arbeitet im Familienbetrieb Landgasthaus Sonne, Haus der Freiheit mit. Seit 2019 ist sie für die SVP des Kantons St. Gallen im Nationalrat. (Bild: zvg)

In der katholischen Kirche Schweiz haben wir viele Gläubige mit Migrationshintergrund. Glauben Sie, dass die katholische Kirche bei der Integration von Einwanderern, Expats und Flüchtlingen aufgrund ihrer Erfahrungen einen Beitrag leisten kann?
In der Kirche treffen sich alle Menschen mit der gleichen Konfession – unabhängig ihrer Staatszugehörigkeit. Das Verbindende ist der Glaube. Die Kirchgemeinden und Pfarreien leisten hier sicher einen wertvollen Integrationsbeitrag, so wie dies auch die Volksschule macht.

Auf Ihrer Website ist zu lesen: «Zu einem christlich geprägten Land mit klaren Wertvorstellun-

gen gehört insbesondere auch die Gleichberechtigung von Frau und Mann.» Wo ist diese Gleichberechtigung noch nicht (vollumfänglich) umgesetzt?
Die Gleichberechtigung ist bei uns umgesetzt. Mein Zitat bezieht sich darauf, dass gewisse Männer mit einem Migrationshintergrund die Gleichberechtigung von Frau und Mann nicht anerkennen. Es gibt immer wieder Vorfälle, dass Frauen die Hand nicht gereicht wird oder Frauen als Vorgesetzte nicht anerkannt werden. Da erwarte ich von allen, die in der Schweiz wohnen, dass sie sich an unsere Werte und Gesetze halten.

Ihnen liegen die Bäuerinnen und Bauern am Herzen. Diese leiden oft unter den billigeren Importprodukten, aber auch unter den hohen Ansprüchen der Konsumentinnen und Konsumenten. Was können Landwirtschaft Betreibende und Konsumierende zur Stärkung der Landwirtschaft beitragen?
Auch hier zeigt uns die Corona-Pandemie deutlich auf, wie wichtig es ist, dass Bauernfamilien in der Schweiz gesunde und regionale Lebensmittel produzieren. Ich setze mich schon lange für eine produzierende Landwirtschaft ein. Wir müssen die Bauernfamilien darin unterstützen, Lebensmittel in der Schweiz zu produzieren, und nicht immer mehr Extensivierung fordern. Wird in der Schweiz mehr produziert, wird weniger importiert. Bei Lebensmitteln, die in der Schweiz produziert werden, kennen wir die Bedingungen und die Gesetze, im Ausland oft nicht. Und bei biologischen Produkten gibt es oft riesige Unterschiede zwischen der Schweiz und anderen Ländern.

«Was mir fehlt, ist eine breite, allgemeine positive Botschaft der Kirche in dieser Zeit.»

Esther Friedli

Diese Frage muss natürlich kommen: Wie haben Sie es mit der Religion?
Ich gehöre der römisch-katholischen Kirche an. Ich würde mich als gläubig bezeichnen, bin aber keine regelmässige Kirchgängerin. Ich suche jedoch oft für mich das Gespräch mit Gott. Mühe habe ich teilweise mit der Institution Kirche, wenn sie sich politisch einmischt. Für mich wirkt die Kirche da oft ausgrenzend anstatt integrierend. Unabhängig der politischen Ansichten sollte die Institution Kirche für alle da sein und den Menschen Halt in ihrem Glauben geben.

Können Sie das näher erklären?
Wenn die Vertreter der katholischen Kirche sich in Abstimmungskämpfe in der Schweiz einmischen, ist für mich jeweils eine rote Linie überschritten.

Wir bringen Sie Ihre verschiedenen beruflichen Tätigkeiten (Politikerin, Gastronomin, Beraterin) unter einen Hut?
Ich arbeite gerne an verschiedenen Sachen und Themen. Zusammen mit meinem Partner Toni führe ich im Toggenburg einen Landgasthof. Der «Chef des Hauses» ist Tonis Bruder Andi, der das Down Syndrom hat. Andi zeigt mir immer wieder auf, was im Leben eigentlich wirklich wichtig ist: ein stabiles Umfeld, Familie und Freunde, Gesundheit und gutes Essen. Und er gibt mir die Gelassenheit, die mir hilft, die verschiedenen Tätigkeiten gut unter einen Hut zu bringen.

Sie arbeiten u. a. als Beraterin für politische Kommunikation. Was würden Sie der katholischen Kirche betreffend Kommunikation aktuell für Ratschläge geben?[1]
Wir befinden uns in der Schweiz in der grössten Krise seit dem Zweiten Weltkrieg. Viele Menschen sind verunsichert, haben Ängste, sind alleine. Verschiedene Bistümer und Kirchgemeinden bieten nun Gottesdienste übers Internet an. Das begrüsse ich. Aber das reicht nicht. Was mir fehlt, ist eine breite, allgemeine positive Botschaft der Kirche in dieser Zeit. Die Kirche sollte den Menschen Halt und Hoffnung geben. Hier hätte ich mir eine innovative Idee gewünscht, die auf unseren christlichen Werten aufbaut und die Menschen verbindet.

Was wünschen Sie sich für unser Land?
Ich wünsche mir, dass wir rasch aus dieser Corona-Pandemie herausfinden und unter Wahrung von Abstand und Hygieneregeln wieder in ein einigermassen normales Leben zurückfinden. Die wirtschaftlichen Folgen des Lockdowns werden wir noch Jahre spüren. Ich wünsche mir, dass die Schweiz die richtigen Lehren aus dieser Krise zieht und sich wieder verstärkt auf ihre Wurzeln besinnt: Freiheit, Unabhängigkeit, Selbstbestimmung und Eigenverantwortung.

Interview: Rosmarie Schärer

[1] Das Interview wurde am 12. Mai geführt.

Orte der Stille im Appenzellerland

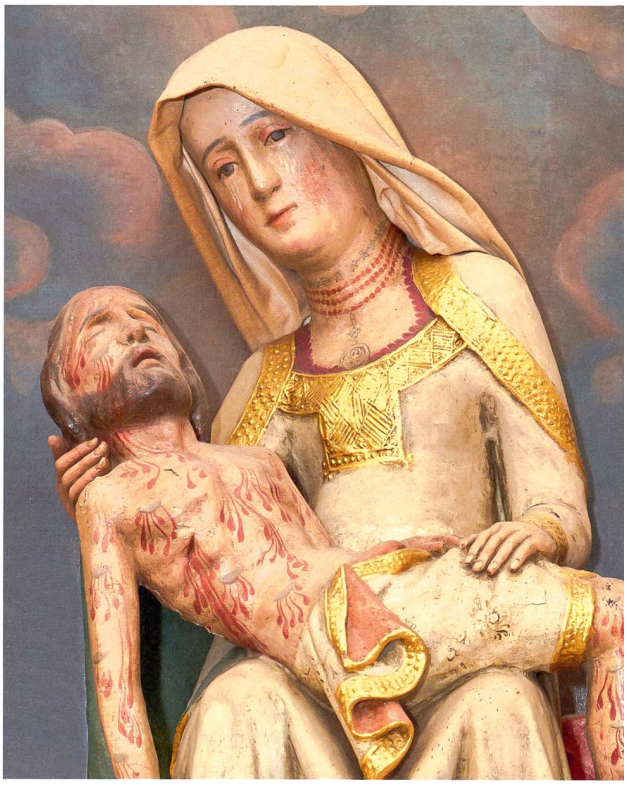
Zwei Kapellen im lieblichen Hügelland des Appenzells sucht Roland Graf auf, wenn er der Ruhe und der Einkehr bedarf. Die beiden Kleinodien sind eine genauere Inaugenscheinnahme in der Tat wert.

Dr. Roland Graf (Jg. 1961) studierte nach mehrjähriger Berufstätigkeit als Chemiker HTL in Chur Theologie und promovierte 2003 an der katholisch-theologischen Fakultät Augsburg in Moraltheologie. Er ist Pfarrer von Unteriberg und Studen SZ, Mitglied der Bioethikkommission der SBK und der Redaktionskommission der SKZ.

Zwei Kapellen im Appenzellerland, die ich schon in meiner Kindheit oft besucht habe, möchte ich gern vorstellen. Bevor ich mich für den Wechsel zum Theologiestudium entschied, habe ich oft den Weg zurückgelegt, der die beiden Kapellen verbindet. Gerade wer die Stille sucht und seelisch auftanken möchte, wird fernab vom Tourismusbetrieb allein schon die ungefähr eine Stunde dauernde Wanderung zu schätzen wissen. Sie führt über Alpstrassen und Weiden, durch Waldpassagen, über Brücken, die rauschende Bäche überwinden, und beim Schlussabschnitt über Stock und Stein.

Sonnenhalbkapelle: Sieben Schmerzen Mariens

Die erste Kapelle Sieben Schmerzen Mariens ist praktisch der Ausgangspunkt der Wanderung. Sie befindet sich etwa vier Kilometer von Appenzell entfernt. Kurz bevor das Strässchen zur Kapelle hinunterführt, gibt es Parkplätze, wobei man selbstverständlich auch den Weg von Appenzell mit dem Velo oder zu Fuss zurücklegen kann. Vom Bahnhof muss man die Strasse Richtung Unterrain/Sonnenhalb einschlagen.



Die gotische Pietà in der Sonnenhalbkapelle.

Die heutige Kapelle wurde im Jahr 1861 erbaut. Sie löste eine Kapelle aus dem Jahr 1796 ab, die zu klein geworden war. Ein Bauer hatte einen Bildstock versprochen, wenn beim Neubau von Haus und Scheune alles gut ginge. Und baute schliesslich eine Kapelle. Für ihre Innenausstattung erhielt er vom Kirchenpfleger die gotische Pietà, die im Jahr 1560 den Dorfbrand von Appenzell in der Kreuzkapelle unbeschadet überstanden hatte. Nach dem Historiker P. Rainald Fischer OFMCap wollte der Kirchenpfleger die Statue wegen ihres «unstattlichen Anblicks» beseitigen. Im Jahr 1829 kam die Kapelle zu einem Turm und einer Glocke. Ein Bauer hatte in einer Notlage versprochen, eine Glocke zu stiften. Auf dem Sterbebett wies er die Kinder an, das Versprechen zu halten und am Morgen und am Abend den «Engel des Herrn» zu läuten.

Die Kapelle Sieben Schmerzen Mariens in Sonnenhalb, Weissbad. *(Bilder: Roland Graf)*

Die Ahornkapelle, im Hintergrund der Öhrlikopf am Säntismassiv.

Der Altar der Kapelle enthält barocke Elemente aus der Zeit von 1790 bis 1800. Er wurde somit in die grössere Kapelle übernommen. Die vielen brennenden Kerzen im Vorzeichen der Kapelle zeugen davon, dass viele Besucher hier jahrein und jahraus mit ihren Anliegen vorbeikommen. Etliche davon haben auf wunderbare Weise Erhörung gefunden. Dasselbe trifft auch auf die Ahornkapelle zu.

Ahornkapelle: Maria Hilf

Das Ziel meiner Wanderung ist jeweils die Ahornkapelle. Eine erste kleine Kapelle wurde im Jahr 1895 errichtet. 1937 wurde die jetzige Kapelle nach den Plänen des Kunstmalers Johannes Hugentobler aus Appenzell erbaut. Auf einer hohen Säule des Altares steht ein Gnadenbild Unserer Lieben Frau mit dem Jesuskind. Den Hintergrund bildet ein goldschimmernder Metallteppich, auf dem die 15 Geheimnisse des Rosenkranzes in runden Bildern dargestellt sind. Diese entwarf ebenfalls der Kunstmaler Hugentobler. Die Szenen der 15 Geheimnisse wurden mit kräftigen Farben als etwa 30 cm grosse, runde Emailbilder gebrannt. Die Ahornmadonna ist daher umrahmt von den wichtigsten Heilsereignissen, die beim Rosenkranzgebet betrachtet werden.

Die Madonna hat ihre eigene Geschichte, die hier nur in aller Kürze zusammengefasst werden kann. Eine alte Legende erzählt, dass im Mittelalter ein frommer Einsiedler namens Ulrich im Weissbachtal eine Marienstatue geschnitzt und diese in die Nische eines Ahornbaums gestellt habe. Nach Historiker P. Rainald dürfte das Marienbild aus dem 17. Jahrhundert stammen, aber auf ein gotisches Vorbild zurückgehen. Im 19. Jahrhundert habe es sich auf der Alp Ahorn in einem einfachen Bildstock befunden. Am Fuss der Statue sind Brandspuren ersichtlich. Diese soll ihr ein zorniger Senn zugefügt haben. Es gelang diesem aber auch mit Axthieben nicht, die Statue zu zerstören. Die misshandelte Statue blieb eine Zeit lang verschollen. Schliesslich wurde sie P. Eberhard Walser OFMCap übergeben, der sie 26 Jahre lang im Pfarrhaus in Mastrils GR behütete. Unter der Bedingung, dass eine würdige Kapelle erbaut wird, in der die heilige Messe gefeiert werden kann, gab P. Eberhard die Madonna zurück.

Roland Graf

Info für Wanderer

Die Wanderung im Detail findet sich auf der Webseite von Appenzellerland Tourismus AI unter www.appenzell.ch

In loser Folge berichten die Redaktorinnen und die Redaktionskommissionsmitglieder der SKZ über ihre Lieblingsorte geistiger Einkehr.

Das Tessin – die Heimat grosser Künstler

Wenn wir heute an Tessiner Architekten denken, denken wir an Mario Botta. Weitgehend unbekannt ist die Tatsache, dass das heutige Tessin während Jahrhunderten berühmt für seine Bauleute war.*

Das Tessin war aufgrund seiner wirtschaftlichen Armut ein typisches Auswanderungsgebiet. Ab dem 12. Jahrhundert gingen viele Baumeister nach Italien, Deutschland, Polen und bis nach Russland. Während die Auswanderungen nach Italien bis ins 19. Jahrhundert andauerten, waren die Auswanderungen in den Norden und Osten Schwankungen unterworfen, da die Reise über die Alpen und Richtung Osteuropa sehr beschwerlich war. Es brauchte deshalb besondere Anreize, um diese Route zu wählen: Im 15. und 16. Jahrhundert wurden in Österreich, Ungarn, Polen, Böhmen und im Balkan Festungsbaumeister benötigt, um Burgen, Stadtmauern usw. gegen die Invasion der Türken zu bauen. Nach dem 30-jährigen Krieg wurden Bauleute für den Wiederaufbau in Frankreich, Deutschland und Österreich benötigt. Viele Künstler blieben im neuen Land und ihre Nachkommen führten die Familientradition weiter.

Kuppel von Sant'Ivo alla Sapienza in Rom (Francesco Borromini). (Bild: Wikimedia)

Starker Familienzusammenhalt

Auswanderer halten im Ausland oft Kontakt untereinander, um so ein gewisses Heimatgefühl aufzubauen und sich gegenseitig zu unterstützen. Auch der Zusammenhalt der Tessiner Bauleute war durch die Familie und ihren Herkunftsort geprägt. Der junge Mann lernte im Familienbetrieb sein Handwerk. Wenn er es beherrschte, erhielt er sein eigenes Werkzeug und wurde zu einem Bauleiter geschickt. Zeigte er ein Talent für ein bestimmtes Handwerk, wurde er gefördert und konnte so zum Meister oder gar Baumeister aufsteigen. Alle grossen Künstler fingen als fahrende Steinmetze, Stuckateure oder Bildhauer an. Die Tessiner Bauleute arbeiteten, mit wenigen Ausnahmen, als Gruppe, in denen jede Arbeit – ob einfach oder kompliziert – zur Qualität des Gesamtwerkes beitrug. Die Architekten entwarfen die Gebäude, benötigten dann aber auch Bildhauer, Stuckateure und Maler zur Ausgestaltung der Kirchen und Paläste. Diese suchten sie in erster Linie unter ihren Verwandten und Bekannten. Es wurde in andere Dörfer hineingeheiratet, sodass grosse «Clans» von Künstlern entstanden, die miteinander verwandt waren und sich im Ausland gegenseitig unterstützten und einander Arbeit besorgten. Da es den heutigen Kanton Tessin noch nicht gab, war der Kontakt zu Italien nicht durch Landesgrenzen eingeschränkt, sodass auch viele Verbindungen zu italienischen Künstlerfamilien entstanden. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl hatte manchmal zur Folge, dass Bauleute aus einem Dorf in eine bestimmte Region zogen, z. B. Künstler aus Riva San Vitale vorwiegend nach Graz, aus dem Muggiotal in die Tschechoslowakei oder aus dem Malcantone nach Russland. Wichtige Baumeister-Familien im Tessin waren z. B. die Vassalli, Bernasconi und Neuroni aus Riva San Vitale, die Bono, Gagini und Castelli mit den berühmten Namen Francesco Borromini, Tencalla, Carove und Porro aus Bissone, die Brüder Domenico und Giovanni Fontana aus Melide, die Rossi und Fossati aus Morcote sowie Carlo und Francesco Fontana aus Novazzano.

Ende des 19. Jahrhunderts verebbten die Auswanderungsströme. Waren früher Gebäude und Möbel Prestige- und Kunstobjekte, so wurden sie jetzt zu reinen Gebrauchsobjekten. Der Beruf des Künstlers wurde überflüssig. Während acht Jahrhunderten hatten Tausende von Künstlern das Tessin verlassen und waren in die Welt hinaus gegangen. «Wir haben Nachrichten von über 4000 von ihnen, über Europa, Asien, Afrika, Nord- und Südamerika und in 35 Staaten verstreut. Unter diesen gibt es wenigstens 100, die ihren Ruf als erstrangige Künstler zu Recht verdienen», hält Aldo Crivelli in seinem Artikel fest.

Rosmarie Schärer

* **Quellen:** Schönenberger, Walter, Von Baumeistern und Architekten aus dem Tessiner Raum, in: Du. Die Zeitschrift der Kultur 46/8 (1986), 26–27; 98–100; Crivelli, Aldo, Tessiner Handwerker und Künstler im Ausland, in: Schweizerische Bauzeitung 96/46 (1978), 866–875; Stevens, Ursula, Tessiner Künstler in Europa. 13.–19. Jahrhundert, verfügbar unter www.artistiticinesi-ineuropa.ch/deu/heinfu.html

Amtliche Mitteilungen

ALLE BISTÜMER

Coronavirus: Gottesdienste wieder möglich

Mit Erleichterung nahm die Schweizer Bischofskonferenz (SBK) zur Kenntnis, dass ab dem 28. Mai Gottesdienste wieder öffentlich gefeiert werden können. Dies entschied der Bundesrat an seiner Sitzung vom 20. Mai. Die SBK legte ihr Rahmen-Schutzkonzept bereits am 27. April (s. SKZ 09/2020) vor und ergänzte dieses gestützt auf die Änderung der COVID-19-Verordnung 2 (Sicherstellung der Nachverfolgung von Infektionsketten, siehe unter www.bischoefe.ch/dokumente/botschaften/rahmen-schutzkonzept-sbk-25.05.20 oder www.kirchenzeitung.ch).

Schweizer Bischofskonferenz SBK

BISTUM BASEL

Ernennung

Diözesanbischof Felix Gmür beauftragte (Missio canonica):

- *Markus Schild* als Katechet (KIL) in der Pfarrei Maria Geburt Lyss-Seeland BE im Pastoralraum Seeland per 1. Juni.

Nouvelles dénominations pour les agentes et agents pastoraux non ordonnés dans la partie francophone

Au 1er août 2019, le diocèse de Bâle a introduit de nouvelles dénominations dans la partie alémanique. La catégorie professionnelle «Laientheologe/-in» est devenue «Theologe/-in» ; la fonction de «Pastoralassistent/-in» est devenue «Pfarreiseelsorger/-in».

Au 1er août 2020, de nouvelles dénominations entreront en vigueur pour la partie francophone. La catégorie professionnelle «assistant-e pastroral-e» est remplacée par «théologien-ne en pastorale». Selon la manière de désigner les fonctions dans le Jura pastoral, les nouvelles dénominations seront : «Théologien-ne en pastorale en ministère paroissial», «Théologien-ne en pastorale membre de service», «Théologien-ne en pastorale responsable de service», «Théologien-ne en pastorale responsable de communauté».

Markus Thürig, Vicaire général

Festgottesdienst zur Goldenen Hochzeit

Aufgrund der Coronavirus-Pandemie wurde der Festgottesdienst für die Jubelpaare des Jahres 2020 von Samstag, 5. September 2020 in der St. Martinskirche in Olten abgesagt. Die Feier findet neu am Samstag, 24. April 2021, 15.00 Uhr, in der Kathedrale Solothurn statt.

Bischöfliche Kanzlei Solothurn

BISTUM LAUSANNE-GENF-FREIBURG

Ernennung

Mgr Charles Morerod, Bischof von Lausanne, Genf und Freiburg, ernannte Marianne Pohl-Henzen ab dem 1. August 2020 zur bischöflichen Delegierten für die Bistumsregion Deutschfreiburg. Sie wird damit Nachfolgerin von Pater Pascal Marquard, Bischofsvikar seit 2017.

Marianne Pohl-Henzen arbeitet seit acht Jahren als Adjunktin des Bischofsvikars für Deutschfreiburg. In dieser Position arbeitete sie mit drei aufeinanderfolgenden Bischofsvikaren zusammen. Ab dem 1. August wird sie selbst die Regionalverantwortliche im Namen des Bischofs sein und somit Mitglied des Bischofsrates.

Marianne Pohl-Henzen ist in Freiburg aufgewachsen und absolvierte dort ihre Schulen und ihr Philologiestudium. Sie engagierte sich während 18 Jahren – neben ihrer theologischen Weiterbildung – als Katechetin und als Laienseelsorgerin im Seebezirk, insbesondere in Courtepin und der zweisprachigen Pfarrei Murten. Daraufhin begleitete sie als Coach während zweier Jahre verschiedene Seelsorgeteams im Kanton Waadt und übernahm gleichzeitig auch ein kleineres Pensum als pastorale Mitarbeiterin in einer französischsprachigen Seelsorgeeinheit der Stadt Freiburg. Marianne Pohl-Henzen ist verheiratet, dreifache Mutter und vierfache Grossmutter.

Pater Pascal Marquard, der das Bischofsvikariat Deutschfreiburg seit dem Jahre 2017 leitet, entschied sich, Priester in Zürich (Diözese Chur) zu sein, woher er kommt.

Aufruf zur Solidarität

Mgr Charles Morerod, Bischof von Lausanne, Genf und Freiburg, möchte im Zusammenhang mit der aktuellen Gesundheits- und Wirtschaftskrise, dass die immer geöffneten Kirchen seiner Diözese zu Sammelstellen von Nahrungsmitteln und anderen grundlegenden Hilfsmitteln werden.

Der Bischof fordert die Pfarreien seiner Diözese auf, ab sofort an die Grosszügigkeit der Gläubigen zu appellieren, indem sie aufgefordert werden, Nahrungsmittel und andere grundlegende Hilfsmittel abzugeben und sicherzustellen, dass sie bedürftigen Menschen zukommen, natürlich unter Einhaltung der Gesundheitsvorschriften.

Diese Aktionen werden fortgesetzt, sobald die öffentlichen Messen wieder aufgenommen werden, wo die Gläubigen – falls machbar und im Rahmen ihrer Möglichkeiten – aufgefordert werden, mit ihren «Opfergaben» in die Kirche zu kommen.

Sich für die Bedürftigen einzusetzen, gehört zum christlichen Leben. Die aktuelle Pandemie-Situation hat in der Diözese Lausanne, Genf und Freiburg bereits eine starke (oft ökumenische) Mobilisierung zur Unterstützung von besonders betroffenen Personen hervorgerufen. Der Bischof dankt allen, die sich in dieser Krise solidarisch verhalten haben, darunter auch viele Ehrenamtliche.

Unterstützung von der Kirche für Bedürftige
Nachfolgend ein paar Beispiele der Unterstützungsarbeit aus der Diözese von Lausanne, Genf und Freiburg:
Im Kanton Waadt werden mehr als 440 Familien direkt durch Lebensmittelverteiler unterstützt und 200 Familien in Zusammenarbeit mit bestehenden Vereinen. Das Foyer Saint-Vincent de Paul, das auch während der Pandemie geöffnet blieb, nimmt immer noch Frauen und Kinder von der Strasse auf, und die Kirche Saint François von Renens bietet eine Tagesbetreuung an.
Im Kanton Genf, bietet die «Pastorale des Milieux ouverts» in der Pfarrei von Montbrillant dreimal pro Woche eine Mahlzeit an, gefolgt von einer Kaffeepause oder einer Gartenarbeit. Eine Duschgelegenheit, Zugang zu einer Waschmaschine und eine neue Garderobe wurden im Tempel de la Servette zur Verfügung gestellt. In Zusammenarbeit mit dieser Aktion wurde in der Pfarrei Sainte-Clotilde in den sozialen Netzwerken ein Aufruf nach grundliegenden Hilfsmitteln gestartet. Dank der Glückskette und privaten Spenden konnten so an die 100 Familien von Körben in Form von Einkaufsgutscheinen profitieren. Des Weiteren wurde schulische Unterstützung angeboten, ebenso wie die Herstellung von Masken für Menschen in prekären Situationen.
Im Kanton Neuenburg werden Nahrungsmittellieferungen an Familien eingerichtet.
Viele Katholiken engagieren sich zudem freiwillig für gemeinnützige Organisationen ohne direkte Verbindung zur Kirche.

Kommunikationsstelle der Diözese

ORDENSGEMEINSCHAFTEN

Missionsgesellschaft Bethlehem Immensee
Am 23. April 2020 starb in Morioka, im Norden von Japan, Anton Züger, Mitglied der Missionsgesellschaft Bethlehem, im Alter von 89 Jahren. Geboren am 15. Juni 1931 in Wädenswil ZH, besuchte er das Gymnasium in Rebstein und Immensee und trat 1953 in die Missionsgesellschaft Bethlehem ein. Am 22. März 1959 wurde er zum Priester geweiht. Nach einem Jahr der Schultätigkeit im Torry, Fribourg, reiste er 1960 nach Japan aus. Nach dem Sprachstudium war er sieben Jahre lang als Vikar in Ichinoseki in der Diözese Sendai tätig. 1977 wurde von seinen Mitbrüdern zum Regionaloberen gewählt, ein Amt, das er bis zur Auflösung der Region 2001 innehatte. In dieser Funktion nahm er an vier Generalkapiteln und verschiedenen Konsultationen der Missionsgesellschaft teil. Als Resident im Regionalhaus in Morioka war er Pfarrer von Morioka-Shike und Direktor des missionarischen Zentrums. Es kam ihm zugute, dass er in der aktuellen theologischen Literatur sehr belesen war. Er leitete Bibelkurse und erarbeitete ein Handbuch für die Hinführung der Kinder katholischer Eltern zum Glauben. Er machte aktiv mit bei der Gründung von Bewegungen wie Amnesty International, Justitia et Pax und dem japanischen Sorgentelefon. Als letztes SMB-Mitglied in Japan wünschte er, dort bis zu seinem Tode weiterarbeiten zu dürfen. Er wurde auf dem Friedhof in Morioka beigesetzt, wo auch einige seiner Mitbrüder begraben sind.

Josef Elsener SMB

Pastoralassistentin /Pastoralassistenten

Pfarrei St. Felix und Regula, Zürich

«Seid Hirten mit dem Geruch der Schafe»
(Papst Franziskus)

Die Pfarrgemeinde St. Felix und Regula liegt im Zentrum der Stadt Zürich. Im Quartier leben etwa 13 000 Menschen aus 110 Nationen. Die Pfarrei umfasst etwa 3700 Mitglieder.

Wir suchen auf den 1. Juli 2020 oder nach Vereinbarung eine/n

Pastoralassistentin/Pastoralassistenten

Das Pensum der Anstellung richtet sich nach Massgabe der Teamzusammensetzung

Bei uns finden Sie:
- eine herausfordernde, vielseitige Seelsorgetätigkeit im Herzen der Stadt Zürich
- die Möglichkeit, ein ausgeprägt soziales, menschennahes Pfarreiprojekt zu verwirklichen
- die Chance ein Team zu entwickeln und aufzubauen
- Begleitung und Zusammenarbeit mit den Verantwortlichen vor Ort
- fortschrittliche Anstellungsbedingungen nach der Anstellungsordnung der Röm.-kath. Körperschaft des Kantons Zürich

Wir erwarten:
- Abgeschlossenes Studium in kath. Theologie und Berufseinführung im Bistum Chur
- Kompetenz und Freude an den seelsorgerischen Tätigkeiten
- aufgeschlossene und offene Person, die gerne mit Menschen in Kontakt ist und Freude an der Begleitung von Familien, Kindern und Jugendlichen hat
- Verankerung in einem weltoffenen, gelebten Glauben
- Offenheit zur ökumenischen Zusammenarbeit
- Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit nichtkirchlichen Institutionen im Quartier

Weitere Auskünfte erhalten Sie von:

Dr. Walter Summermatter, Kirchenpflegepräsident, Hirzelstrasse 20, 8004 Zürich, Tel. 079 368 96 22, walter@summermatter.org
Dr. Franco Luzzatto, Pfarradministrator, Tel. 079 405 53 07, franco.luzzatto@bluewin.ch

Wir freuen uns auf Ihre schriftliche Bewerbung!

Bitte richten Sie diese an das Generalvikariat Zürich und Glarus, Dr. Josef Annen, Hirschengraben 66, 8001 Zürich. Eine Kopie des Bewerbungsschreibens senden Sie bitte an den Kirchenpflegepräsidenten.

Kirchgemeinde Ebikon

Die offene und lebendige Pfarrei St. Maria Ebikon in der Agglomeration von Luzern zählt ca. 7500 Mitglieder. Sie bildet zusammen mit den Pfarreien Buchrain-Perlen und Root den Pastoralraum Rontal. Mit engagierten Freiwilligen gestalten wir ein an der Gesellschaft und am Glauben orientiertes und interessantes Pfarreileben.

Per 1. August 2020 oder nach Vereinbarung bieten wir folgende vielseitige und attraktive Stelle an als

Pfarreiseelsorger/Pfarreiseelsorgerin (70 %)

Ihre Aufgaben
- Allgemeine Seelsorge
- Gestaltung von verschiedenen Gottesdiensten und Beerdigungen
- Präses Blauring
- Leitung Familienpastoral
- Mitarbeit im Seelsorgeteam und Zusammenarbeit im Pastoralraum
- Mitarbeit bei Pfarreianlässen und Projekten

Sie bringen mit
- Abgeschlossenes Theologiestudium und Berufseinführung des Bistums Basel (oder gleichwertige Ausbildung)
- Aufgeschlossene Theologie und Spiritualität
- Eigeninitiative, Kreativität und Teamfähigkeit
- Selbstverantwortliche, strukturierte Arbeitsweise

Wir bieten Ihnen
- Selbstständiges und abwechslungsreiches Arbeiten
- Unterstützung durch das engagierte Pfarrei- und Katechese-Team
- Eine gute Infrastruktur mit Arbeitsplatz im Pfarrhaus
- Attraktive Anstellungsbedingungen (gem. Landeskirche des Kt. LU)

Weitere Auskünfte erhalten Sie von Regina Osterwalder, Gemeindeleiterin, Tel. 041 444 04 80;
E-Mail: regina.osterwalder@kathrontal.ch oder unter www.kathrontal.ch.

Wir freuen uns auf Ihre elektronische Bewerbung per E-Mail an personalamt@bistum-basel.ch (Bischöfliches Ordinariat Solothurn) mit Kopie an geschaeftsstelle.ebikon@kathrontal.ch (Geschäftsstelle Kirchgemeinde Ebikon).

Impressum

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge sowie amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Erscheint zweiwöchentlich, jeweils donnerstags (an Feiertagen freitags), Doppelnummern im Juli, Oktober und Dezember

Auflage: 1565 Expl., WEMF-beglaubigt

Anschrift/Redaktion
Arsenalstrasse 24
6011 Kriens LU
Tel. 041 318 34 97
redaktion@kirchenzeitung.ch
www.kirchenzeitung.ch

Leitende Fachredaktorin
Dr. Maria Hässig (mh)

Fachredaktorin
M th Rosmarie Schärer (rs)

Produzentin/Geschäftsführerin
Brigitte Burri (bb)

Herausgeber
Die Bischöfe von Basel, Chur und St. Gallen

Herausgeberkommission
Die Generalvikare:
Dr. Markus Thürig (Solothurn)
Dr. Martin Grichting (Chur)
Guido Scherrer (St. Gallen)

Redaktionskommission
Pfr. Heinz Angehrn (Malvaglia)
Pfr. Dr. Roland Graf (Unteriberg)
Dr. Thomas Markus Meier (Obergösgen)
Siliva Balmer Tomassini (Buchs AG)

Abo-Service
Tel. 041 318 34 96
abo@kirchenzeitung.ch

Einzelnummer CHF 9, Doppelnummer CHF 15 (exkl. Versand), Jahres-Abo Inland CHF 169 (Ausland CHF 199), Jahres-Abo Studierende CHF 98 (Ausland CHF 128), Kennenlern-Abo (4 Ausgaben) CHF 35.
Abonnenten erhalten Zugriff auf das Digitalangebot der SKZ (E-Paper; weiterführende Artikel, Dossiers und Archiv) unter www.kirchenzeitung.ch

Inserate-Service
Tel. 041 318 34 85
inserate@kirchenzeitung.ch

Druck und Verlag
Brunner Medien AG, Kriens
www.bag.ch

Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Für einverlangtes Material gehen alle Rechte an die Herausgeber über. Die Wiedergabe von Beiträgen (Print und Online), auch auszugsweise, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Amtliche Mitteilungen verantwortet die publizierende Institution. Die Panoramaseiten verantwortet kath.ch.

Schweizer Opferlichte EREMITA
direkt vom Hersteller
- in umweltfreundlichen Bechern – kein PVC
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen
Name
Adresse
PLZ/Ort
Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055 412 23 81, Fax 055 412 88 14
LIENERT KERZEN

SKZ Schweizerische Kirchenzeitung

Nr. 12/2020 zum Thema

Soziale Unterstützung in Pfarreien

erscheint am 18. Juni

www.kirchenzeitung.ch

AZA
CH-6011 Kriens
Post CH AG

SKZ
###
Adressänderung an:
Schweizerische Kirchenzeitung
Arsenalstr. 24
CH-6011 Kriens

185410 * pp131w # 819 32

ETH Zürich
Janine Dadier
ETH-Bibliothek
Rämistrasse 101
8092 Zürich ETH-Zentrum